

UNGARN

V. JAHRGANG, 1944

OKTOBERHEFT

MICHAEL HALTENBERGER:
DIE THEISS, UNGARNS ANDERER SCHICKSALSSTROM

STEFAN GYÖRFFY:
DIE ALTUNGARISCHE SIEDLUNGSWEISE DES ALFÖLD

BÉLA HANKÓ:
DIE TIERWELT SIEBENBÜRGENS

LUDWIG NÉMEDI:
DIE ANFÄNGE DEUTSCHER SPRACHPFLEGE IN UNGARN

SIGMUND MÓRICZ:
DAS OBERE THEISSUFER, DAS LAND MEINER KINDHEIT

MICHAEL BABITS:
KADARWEIN VON SZEKSZÁRD

FRANZ MOBA:
KUNSTGEWEBE (ERZÄHLUNG)

JOSEF NYIRO:
IN DEN LETZTEN ZUGEN (ERZÄHLUNG)

GEDICHTE VON V. BALASSI UND L. APRILY

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung: Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf: 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13

Preis des Jahrganges: P 16. Einzelheft: P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag: DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung: F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784-212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN:

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.

STEFAN von FAY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.

ALOIS DOLANYI (KOVÁCS), Staatssekretär a. D.

JOSEF STOLPA, Staatssekretär

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GESCHÄFTSFÜHRENDER MITPRÄSIDENT:

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, Ministerialrat

RECHTSANWALT:

LUDWIG von HUSZOVSKY, Staatssekretär

KLUBDIREKTOR:

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

DIE THEISS, UNGARNS ANDERER SCHICKSALSSTROM

VON MICHAEL HALTENBERGER

Die hydrographische Einheit des Karpatenbeckens ist als Schulbeispiel bekannt. Gegenüber Deutschland, wo die Flüsse drei entgegengesetzten Richtungen : der Nordsee, der Ostsee und dem Schwarzen Meer folgen, gehören die Flüsse Ungarns alle zu dem Flußgebiet der Donau, der als zweitgrößte Fluß Europas (rund 3000 km lang) dem Schwarzen Meer zuströmt. Von den vier wichtigsten Flüssen des Karpatenbeckens : der Donau, Theiß, Drau und Save haben die beiden ersten auf ungarischem Boden etwa eine Lauflänge von je rund 1000 km, während die zwei Alpenflüsse, die Drau und die Save nur rund 250, bzw. 500 km Laufstrecke im Karpatenbecken haben. Neben der Donau kommt somit der Theiß die größte Bedeutung zu, umso mehr, als ihr ganzer Lauf heute wieder auf ungarischem Boden liegt. In Trianon wurden ihr Quellen- und Mündungsgebiet von Ungarn abgegliedert, was Rumpfungarn sowohl wirtschafts-, als auch verkehrsgeographisch empfindlich getroffen hatte. Als bedeutende Lebensader Ungarns entwässert die Theiß mit ihren Nebenflüssen die östliche Hälfte des Landes, d. h. rund 160.000 km², ein Einzugsgebiet, das etwa dem des Rheins entspricht (rund 220.000 km² und rund 1300 km Lauflänge), mit dem Unterschiede aber, daß das Einzugsgebiet der Theiß sich innerhalb einer geographischen Einheit, dem Karpatenbecken befindet.

Die Theiß entspringt in der wildromantischen Gegend der Máramaroser Schneeberge, in etwa 1700 m Höhe. Ihre Quellenflüsse sind die Schwarze und die Weisse Theiß, die sich in der Nähe von Rahó vereinen, um dann das Máramaroser Becken durchfließend, sich aus einem Gebirgsfluß nach Huszt jäh in einen Tiefebenefluß zu verwandeln. Nach dem scharfen Knick bei Csap fließt die Theiß bis Szolnok in nordöstlich-südwestlicher, von hier in nord-südlicher Richtung, u. zw. einer tektonischen Linie folgend, um schließlich ihr Wasser bei Titel, in einer Höhe von etwa 70 m über dem Meeresspiegel, der Donau zu übergeben. Als Gebirgsfluß hat die Theiß naturgemäß starkes Gefäll und raschen Lauf, wogegen sie als Tiefebenefluß erstens durch die Verminderung des Flußgefälles das mitgeführte Material Untiefen bildend ablagert, und dann von Tiszaújlak an jenen bezeichnenden schlängelnden Charakter annimmt, den eine reizvolle Legende der Kinderseele zu deuten trachtet. Nach dieser war der Heißhunger des in den Pflug des Heilands eingespannten Eseleins schuld daran, daß er keine gerade verlaufende Furche, den Fluß ziehen konnte. In Wirklichkeit verursacht die schwache Neigung des Flußbettes diese zahllosen Windungen, in denen der träge Fluß in einem breiten Überschwemmungsbett umher schlängelt. Indessen hat man ihn von vielen dieser befreit, indem man etwa 140 Windungen abschnitt, und dadurch die

ursprüngliche Länge von 1400 km der Theiß auf 1000 km verminderte. Zu diesen Regulierungsarbeiten, zu denen auch der Bau von Schutzdämmen gehört, war das Ungartum gezwungen, da es stets der Hochwassergefahr ausgesetzt war von dem unschuldigen Fluß, der — wie Petöfi sagt — meistens »so glatt, mild in seinem uferlosen Bett« dahinfließt, zur Zeit des Hochwassers aber »wie ein Wahnsinniger, der sich seiner Fesseln entledigt hat, über die Flur« hinwegstürzt. Daher legte man dem unbändigen Fluß Zügel an und befreite durch den Bau der ungefähr 3550 km langen Hochwasserdämme vom einstigen Überschwemmungsgebiet 15.000 km² von der Hochwassergefahr. Um zu zeigen, durch welche Wassermengen die Inundationsgebiete hiebei gefährdet werden, genügt die Anführung von zwei Angaben: bei Szeged befördert der Fluß bei niedrigem Wasserstand 100 m³ Wasser in der Sekunde, zur Überschwemmungszeit aber die vierzigfache Menge, d. i. 4000 m³. Welche Katastrophe dadurch in Szeged am 12. März 1879 entstand, davon kann nur das moderne Stadtbild dieser völlig neu aufgebauten Hauptstadt des Alföld Rechenschaft geben. Der zum Motto gewordene Ausspruch des Königs Franz Joseph ist zur Wirklichkeit geworden: »Szeged wird schöner sein, als es war.« Diese Katastrophe von Szeged war noch furchtbarer, als das Pester Hochwasser im Jahre 1838, denn während in Pest-Buda ein gutes Drittel der Häuser — 2882 von 7505 — einstürzten, fielen in Szeged der Katastrophe von 5723 Häusern fast alle, d. i. 5458 zum Opfer. Mit tiefem Dank gedenkt das Volk seines Beschützers, des genialen Erbauers der großartigen Hochwasser-Schutzdämme, Paul Vásárhelyi, der das schwierige Problem der Theißregulierung löste. Vásárhelyi stellte das richtige Verhältnis zwischen der Breite und der durchschnittlichen Tiefe des Inundationsbettes mit 750 m fest, und verengerte daher den Abstand zwischen den parallel verlaufenden Dämmen mehr, als dies der Italiener Paleocapa geplant hatte.

Entsprechend dem Gebirgs- und Tiefebenecharakter des Flußlaufes ist die Umwelt der Theiß auf diesen Strecken grundverschieden. In dem Karpatenland befinden wir uns in jenem niederschlagreichen Gebiet des Karpatenbeckens, dessen jährliche Niederschlagsmenge von 1400 mm im grellen Gegensatz zu dem niederschlagarmen Mündungsgebiet der Körös steht, wo nicht einmal 500 mm Niederschlag vorhanden ist. Nur das adriatische Küstenland des Karpatenbeckens weist mehr Niederschläge auf, u. zw. 2400 mm, während die niederschlagärmste Landschaft eben das Mündungsgebiet der Körös ist. Dank der Nebenflüsse ist die Wasserführung der Theiß günstig zu nennen, wodurch sie sogar fast auf ihrem ganzen Tiefebeneauf schiffbar ist. Äußerst kennzeichnend sind für die Theiß die bereits erwähnten Windungen, Flußschlingen, von denen mehrere als tote Arme eine eigenartige Wasservogelwelt beherbergen und durch Fischreichtum bekannt sind. Diese toten Arme, die sog. Ältwässer, sind entweder natürlich, oder durch Flußregulierungen künstlich entstanden, doch handelt es sich in beiden Fällen um das Abschneiden des Schlingenkniekes. Bezeichnend für das Leben der Theiß ist ihre »Blüte« im Monat Juli, in dem die Theißblumen (*Palingenia longicauda* oder *Ephemera longicauda*) genannten Eintagsfliegen nach ihrem kurzen, nur zweistündigen Leben maßenhaft das Wasser der Theiß bedecken, und dadurch den Fischen einen gedeckten Tisch bereiten.

Der schlängelnde Flußlauf der Theiß, der das Alföld in zwei verschiedene Hälften teilt, erfüllt im Leben des Karpatenbeckens neben der Donau die wichtige Aufgabe, große Landschaftsgebiete zu verbinden. In der Tat kommen durch sie das Oberland, das Karpatenland und Siebenbürgen mit dem Alföld in eine Berührung, die sowohl wirtschafts- und verkehrsgeographisch, wie auch siedlungsgeographisch bedeutsam ist. Als energische Kraftlinie der Tiefebene übt die Theiß ihre Anziehungskraft durch den Fluß Bodrog auf das Karpatenland, durch die Szamos, die drei Körös-Flüsse und die Maros auf Siebenbürgen und durch die Flüsse Sajó, Eger und Zagyva auf das Oberland aus. Zwischen den zwei Hälften des Alföld besteht noch keine engere Verbindung; es fehlt eben noch immer eine Kanalverbindung zwischen Budapest und Szolnok, Csongrád, bzw. Szeged, die dann durch das Gebiet zwischen Donau und Theiß, durch die sog. Donau-Theiß-Lößplatte das Land jenseits der Theiß mit dem wirtschaftlich so wichtigen Transdanubien verbinden würde. Die bisherigen Franzens- und Franz Josephs-Kanäle im Süden der Donau-Theiß-Lößplatte durchschneiden nur das reiche Ackerland der Batschka, liegen aber weit von dem Herzen des ungarischen Wirtschaftsorganismus, Budapest ab. Eine noch weitere Perspektive käme der Theiß durch den Weichsel-Theiß-Kanal zu, wodurch Ungarn eine unmittelbare Verbindung mit der Ostsee erhalten würde.

Diesen Zukunftsplänen gegenüber steht die Tatsache, daß die Theiß zunächst die Lebensader des Karpatenlandes ist. Dieses kleine Landschaftsgebiet des Karpatenbeckens, das nur aus einer äußeren Kette von Sandsteinbergen und einem inneren vulkanischen Gebirgszug besteht, sendet seine vielen Flüsse der Theiß zu. Das Holz der großen Waldungen der Máramaroser Schneeberge wird durch die Ruthenen auf der Theiß geflößt, und diesen Weg benutzte in der Vergangenheit auch das prächtige Salz des Máramaroser Beckens, das bis Szolnok hinunterkam, dessen Name auch mit dem Salzhandel zusammenhängen soll. Als Theiß-Städte auf dieser Strecke des Flusses sollen Körömező, Rahó, Máramarossziget und Huszt genannt werden. Körömező ist eine Paßstadt, und liegt an der Schwarzen Theiß vor dem Tatarenpaß; durch diese Lageenergie kommt dieser Gemeinde mit 13.000 Einwohnern eine verkehrsgeographische Bedeutung zu. Inmitten von mächtigen Waldungen und Almweiden führt hier die Eisenbahn nach Galizien. Das etwa ebenso große Rahó (12.000 Einwohner) liegt in der Nähe der Vereinigung der beiden Theiß-Flüsse. Rahó ist bereits die innere Paßstadt des Tatarenpasses, deren wirtschaftsgeographischer Charakter sowohl durch den Hoverla-Staudamm, als auch durch den regen Touristenverkehr bestimmt wird. Von allen Theiß-Städten des Karpatenlandes ist Máramarossziget die größte und wichtigste. In dem salzreichen Máramaroser Becken gelegen, ist es der Sammelpunkt der wirtschaftlichen Werte der Máramaroser Schneeberge, der inneren Vulkanzone und des Máramaroser Beckens. Holz und Salz bestimmen das Wirtschaftsleben seiner Bevölkerung, deren ethnographische Eigenart es ist, daß neben den Ungarn nicht die Ruthenen, sondern die Rumänen als größte Minderheit leben. Über 80 v. H. beträgt die Zahl der Ungarn und etwa 10 v. H. die der Rumänen dieser Stadt mit 26.000 Einwohnern. Als Salzkammer war Máramarossziget bereits seit dem 14. Jahrhundert könig-

liches Gut. In seiner unmittelbaren Nähe, auf dem gegenüberliegenden Ufer der Theiß liegt das Salzbergwerk Aknaszlatina, während die Salzbergwerke Rónaszék und Aknasugatag bereits etwas weiter im Süden liegen. Huszt (21.000 Einwohner) entstand schon am Rande des Alföld, am Eingang einer Bucht, die sich tief zwischen die zwei Gebirgszonen des Karpatenlandes einkeilt. Die strategische Bedeutung des Einfalltores wird durch seine ehemalige Burg gekennzeichnet, die nach dem Tatareneinfall im 13. Jahrhundert errichtet wurde, seit 1723 aber nur in Ruinen liegt.

Im Vorhof des Karpatenlandes fließt die Theiß bereits auf dem Alföld und zeigt einen wellenbergartigen Verlauf. Im Scheitelpunkt des Wellenberges liegt die Gemeinde Csap (3500 Einwohner), der nördlichste Punkt des ganzen Flußlaufes. Hier beginnt übrigens jenes Bodrog-Zwischenstromland (ungarisch: Bodrogköz), das die Sammelstelle der westlichen Flüsse des Karpatenlandes ist. Südlich von der Lößplatte des Nyírség und westlich von dem vulkanischen Eperjes-Tokajer Gebirge begrenzt, verläuft die Verkehrsstraße des Bodrog-Zwischenstromlandes nördlich der Theiß, daher kommt Tokaj (6000 Einwohner), dem Mittelpunkt der weltberühmten Weingegend eher die Lokalenergie als die Lageenergie zugute. Tokaj ist heute eine Weinhandelsstadt, hatte aber zur Zeit der Árpáden und auch während der späteren Geschichte Ungarns auch eine strategische Stellung, wie dies seine bei der Vereinigung der Bodrog und der Theiß gebaute und nur noch in Ruinen stehende Burg bezeugt.

Noch weniger energisch ist die Theißstrecke im Vorhof des Oberlandes zwischen Tokaj und Szolnok, da hier die ihr zueilenden Flüsse des Oberlandes in einem verkehrsgeographisch nicht wertvollen Gebiet enden. Sümpfe, Moraste, Altwässer begleiten den Flußlauf, weshalb sich die Marktlinie des Alföld nördlich von der Theiß zieht. Miskolc, Eger, Gyöngyös entstanden an der Marktlinie, während an der Theiß außer Szolnok keine einzige nennenswerte Siedlung liegt. Wohl könnte von den drei Nebenflüssen des Oberlandes (Sajó, Eger, Zagyva) der Sajó eine größere Bedeutung zukommen, wenn die Schifffahrt auf ihr ausgebaut wäre, wodurch die Eisenerze, Kohlen, Bausteine und das Brennholz des Sajótales von Bánréve abwärts auf einer 115 km langen Strecke billig nach dem Alföld befördert werden könnten. In diesem Falle würde Miskolc sicher einen Vorhafen in der Sajómündung besitzen. Zwischen dem südlichen Gebirgsrahmen des Oberlandes (Cserhát-, Mátra-, Bükk-Gebirge) und der Puszta Hortobágy träge fließend, entwickelte sich aber nur an der Zagyvamündung eine bedeutende Stadt, Szolnok. Es ist mit seinen 42.000 Einwohnern der energische Mittelpunkt des Jazygenlandes (ungarisch: Jászság) und Groß-Kumaniens (ungarisch: Nagykunság), der bereits zur Römerzeit ein Handelslager war. Seiner Lageenergie an der Theiß verdankte es zur Zeit der Árpáden, daß es eine Salzlagerstätte war, indem das Salz aus dem Máramaroser Becken auf Flößen hergeführt, hier gelagert wurde, um von hier aus wieder weiter befördert zu werden. Seine Lageenergie findet auch in der Feldburg ihre Bedeutung, die gegen die Osmanen noch verstärkt wurde, wegen der ungenügenden Verteidigung durch ihre Söldnerbesatzung aber bereits nach zwei Jahren den Osmanen zum Opfer fiel. Szolnoks

beherrschende Lage erkannten auch die Osmanen ; es blieb etwa 130 Jahre in ihren Händen, und auch nach der Befreiung bewahrte es seine strategische Bedeutung, indem es auch in den späteren Kriegen stets eine Rolle spielte. Die Stadt von heute ist als Wirtschaftsorganismus zu beachten. Der landwirtschaftliche Charakter ihrer Umgebung bestimmt ihren Handel und ihre Industrie, indem vor allem Getreide und lebendes Vieh, bezw. Mühlen, Spiritus- und Zuckerfabriken ihr Wirtschaftsleben bezeichnen ; erst dann kommt das Holz des Karpatenlandes, das in ihrem Handel und ihrer Industrie (Sägemühlen) gleichfalls als Kennzeichen hervortritt. Beträchtlich ist schließlich ihre heutige verkehrsgeographische Bedeutung, indem sich hier die Budapester Eisenbahnlinie nach Debrecen, Nagyvárad, Arad und Szeged gabelt und ihre verkehrsgeographische Energie durch den geplanten Donau-Theiß-Kanal zwischen der Hauptstadt und Szolnok noch erhöht wird. Recht klar ist übrigens dieser zusammengesetzte Wirtschaftscharakter der Stadt aus der Berufsgliederung ihrer Bevölkerung zu ersehen. Den alten Salzhandelscharakter büßte Szolnok mit dem Eisenbahnzeitalter ein ; immerhin ist seine Lokal- und Lageenergie so augenfällig, wie die weniger Städte des Flußlaufes.

Bisher faßten wir die Anziehungskraft der Theiß auf das Karpatenland und das Oberland ins Auge, nun haben wir noch der weit größeren Bedeutung der siebenbürgischen Nebenflüsse zu gedenken. Die Theiß nimmt eben den überwiegenden Teil ihrer Nebenflüsse von der linken Seite auf, und ihr Wassersystem wird in erster Linie durch die Szamos, die drei Körös und die Maros bestimmt. Die Szamos sichert die Verbindung des nördlichen Teiles von Siebenbürgen mit dem Alföld. Ihre Quellenflüsse erschließen im Osten die Karpaten u. zw. die Radnaer Schneeberge, im Westen einen Teil der inneren, d. h. dem Siebenbürgischen Becken zugekehrten Hälfte des Östlichen Mittelgebirges, des sog. Bihar-Gebirges im weiteren Sinne. Durch die Kleine Szamos erhält selbst der Mittelpunkt Siebenbürgens, Kolozsvár, eine unmittelbare Verbindung mit dem Alföld, und als weitere Szamos-Städte sind Dés bei der Vereinigung der Kleinen und Großen Szamos, sowie Szatmárnémeti zu nennen, das aber schon auf dem Alföld liegt. Aus diesem siebenbürgischen Gebiet gelangen Salz (von Désakna) und Holz zur Ausfuhr, aber eine nennenswerte Sammelstelle ist hier nicht zu finden. Im Vorhof des nordsiebenbürgischen Berglandes entbehrt Vásárosnamény (3000 Einwohner) an der Mündung der Szamos in die Theiß jeder Bedeutung.

Wieder ein ganz anderes Hinterland ist den drei Körös-Flüssen eigen, die den Westteil des sog. Bihar-Gebirges entwässern, und bereits als vereinigter Fluß bei Csongrád die Theiß erreichen. Im scharfen Gegensatz steht hier diesseits der Theiß die Donau-Theiß-Lößplatte, jenseits der Theiß aber jenes trockenste Gebiet des Alföld, wo wir eine jährliche Niederschlagsmenge von 500 mm trafen. Wasserarmut bezeichnet auch die Lößplatte, wo es sozusagen kein Netz von fließendem Wasser gibt ; nur einige kleine Adern, ein paar größere Seen und zahlreiche kleine, temporäre, sodahaltige Teiche bestimmen das hydrographische Bild, während das Inundationsgebiet der Körös-Flüsse bereits zur Zeit Maria Theresias einer Entwässerung unterzogen wurde. Im Vorhof der Westhälfte des Bihar-Gebirges liegt die Stadt Csongrád mit 26.000 Einwohnern. Es ist ein typi-

sches Landwirtschaftszentrum, dessen Bevölkerung vor allem aus Ackerbau und Viehzucht lebt. Seine Geschichte läßt sich bis in die Zeit der Völkerwanderung zurückführen. Seine einstige Feldburg soll von den bulgarisch-slawischen Völkern der vorungarischen Zeit gebaut worden sein. In der Osmanenzeit wurde auch Csongrád das Schicksal vieler Städte des Alföld zuteil; es starb aus und erholte sich erst nachher allmählich. Auch das Stadtbild von Csongrád vergegenwärtigt das vieler Städte des Alföld, indem nur der innere Kern städtischen Charakter hat, sonst aber einem großen Dorfe gleicht, weshalb man solche Städte auch »Riesendörfer« nennt. Diese Siedlungen, die nach außen immer lockerer werden, gehen schließlich in einen Tanyagürtel über, was die beträchtliche Zahl der Ackerbau treibenden Bevölkerung erklärt. Erkennt man Tokaj, Szolnok, Szeged und Zenta als Brückenstädte, so kann man auch Csongrád als solche ansehen, obwohl dieser Charakter hier nur in bescheidenerem Maße zur Geltung kommt. Eine bedeutsamere Zukunft wird Csongrád erst mit dem Bau des geplanten Donau-Theiß-Kanals zuteil, wodurch dann die landwirtschaftlichen Produkte des Gebietes jenseits der Theiß auf billigem Wasserweg in die Hauptstadt gelangen können.

Die weitere Laufstrecke der Theiß empfängt die Lebensader Südsiebenbürgens, die Maros, an deren Mündung die zweitgrößte Stadt Ungarns, Szeged liegt. Die energische Lage zwischen Klein-Kumanien (ungarisch: Kiskunság) und der Batschka rechts, zwischen dem Maros-Körös-Zwischenstromland und dem Banat links der Theiß ließ hier diese Metropole Südungarns erstehen, die heute bereits 137.000 Einwohner zählt. Durch die Theiß und die Maros stellt Szeged eine Verbindung zwischen dem Karpatenland bzw. Südsiebenbürgen und dem Alföld dar, und durch die Verwirklichung des geplanten Donau-Theiß-Kanals zwischen Budapest und Szeged käme auch Transdanubien mit diesen östlichen Gebieten des Karpatenbeckens in engere Berührung. Allerdings unterbrach das Friedensdiktat von Trianon den wirtschaftlichen Verkehr dieser Landschaftsgebiete; die Hauptstadt des Alföld erhielt eine Grenzlage, die sich indessen durch die Rückgliederung der Batschka in gewissem Maße besserte. Szeged ist eine uralte Stadt, die bereits im 13. Jahrhundert der wirtschaftliche Mittelpunkt Südungarns war. Bekannt von seinem Salz- und Weinhandel wurde es von den Tataren überfallen und ausgeplündert, zur Zeit der Osmanen aber nahm es als Militär- und Zivilstadt eine bedeutsame Stellung ein. Vor der Niederlage bei Mohács im Jahre 1526 galt Szeged sogar als die größte Stadt des damaligen Ungarn; es zählte damals 6245 Einwohner. Diese Zahl schrumpfte dann auf die Hälfte zusammen, so daß hier zu Beginn des 18. Jahrhunderts nur 3000 Einwohner erwähnt werden. Der rege Handel und die schön entwickelte Industrie des mittelalterlichen Szeged verloren viel von ihrer Bedeutung, da die umherschweifenden Soldaten seine altberühmten Märkte stets gefährdeten. Erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts wird es wieder die Hauptlagerstätte des siebenbürgischen Salzes, der erste Abnehmer des auf der Theiß und Maros gefloßten Holzes und der größte Getreidemarkt Südungarns. Das heutige Szeged ist ein Wirtschaftsorganismus, dessen landwirtschaftlicher Charakter nicht nur aus der großen Prozentzahl der Landwirtschaftstreibenden (35,3 v. H.) ersichtlich ist, sondern

sich auch in seinem Industrieleben kundgibt. Mühlen, Paprikamühlen, Teig-, Salami- und Seifenfabriken kennzeichnen vor allem seine industrielle Betätigung, wobei aber auch seiner Eisen- und Stahlindustrie wie auch anderen Industriezweigen eine Bedeutung zukommt. Die große Prozentzahl der Landwirtschaftstreibenden ergibt sich auch aus dem eigenartigen Stadtcharakter von Szeged, da auf seinem überaus großen Stadtgebiet (816 km²), das der Größe eines unserer kleinsten Komitate, z. B. Esztergom oder der deutschen Insel Rügen in der Ostsee (rund 1000 km²) gleichkommt, Ackerbau und Viehzucht getrieben wird. Die Flächengröße der Stadt Szeged bleibt nur hinter der von Debrecen (957 km²) und Kecskemét (939 km²) zurück, und übersteigt beträchtlich die Flächengröße Budapests (207 km²), wie auch die von London (303 km²), dessen große Ausdehnung doch ein Begriff geworden ist. Allerdings hat Groß-London eine Flächengröße von 480 km², die aber noch immer hinter der von Szeged zurücksteht. Innerhalb dieses großen Rahmens befindet sich jenes lockere Stadtbild, das in schroffem Gegensatz zu dem des alten Szeged steht, als es zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch von Stadtmauern umgürtet war und der Verkehr durch die drei großen und zwei kleinen Tore abgewickelt wurde. Das heutige Stadtbild ist ganz neuen Ursprungs; Szeged mußte nach der erwähnten Katastrophe vom Jahre 1879 völlig neu erbaut werden, umsomehr, als von seinen 7523 Häusern nur 265 die verheerende Überschwemmung überlebten. Daher hat das neu entstandene Szeged einen gut übersehbaren Grundriß, der von zwei Ringstraßen und zwei Radialstraßen bestimmt wird. In der Namengebung der Ringe kommt der Dank der Bewohner der Stadt zum Ausdruck, indem sie zu Ehren des Wiederbauers der Stadt, des Grafen Ludwig Tisza und der edlen Spender, der Städte Wien, Berlin, London, Paris, Brüssel und Rom genannt wurden. Dieses neue Stadtbild wurde vor etwa 15 Jahren durch das Forum des ungarischen geistigen Lebens geschmückt. Um den Domplatz gruppieren sich der Dom, die sog. Votivkirche, die im romanischen Stil zum Andenken der großen Überschwemmung erbaut wurde und erst seit 1930 fertig ist, der bischöfliche Palast, ferner der aus braunlich-rötlichen Klinkern gebaute ungarische Pantheon, wie auch die Universitätsgebäude, die bis zum Theißufer hinreichen. Vor dem Treppenaufgang der Votivkirche steht der aus dem 13. Jahrhundert stammende kleine Turm, der Jahrhunderte hindurch in dem der Demetrius-Kirche eingemauert war, und erst bei dem Niederreißen dieser zum Vorschein kam. Bis dahin wußte man nicht von ihm. Ein eigenartiger Farbenfleck der Innenstadt sind noch die Fischerschenken etwas weiter gegen Norden am Ufer, wo die berühmte Szegeder Fischbrühe (ungarisch: *halászlé*) und der Paprikafisch (ungarisch: *halpaprikás*) bereitet werden. Die Fischbrühe gewinnt ihren Wohlgeschmack von den verschiedenen Fischarten, die zerstückelt im Kessel (ungarisch: *bogrács*) gekocht werden. Wohl enthält die Fischbrühe eine große Menge von Paprika, so daß sie von Ausländern als etwas scharf gefunden wird. Übrigens gehörte die Fischerei stets zum Leben von Szeged; so wissen wir z. B., daß bereits vor der Osmanenzeit 3000 Fischer davon lebten, d. h. etwa die Hälfte der damaligen Bevölkerung diesen Beruf trieb. Der Fischfang war damals zuweilen so reich, daß man selbst die Schweine mit Fisch fütterte.

Wieder weniger energisch ist die Theiß südlich von Szeged, wo sie die Grenze zwischen der Batschka und dem Banat zieht. Diese reichsten Kornkammern des Karpatenbeckens werden im Westen von Transdanubien, im Osten von dem Banater Gebirgsland flankiert, so daß der Theiß auch die weniger wichtigen zwei Flüsse, die Aranka und die kanalisierte Béga zuströmen. Das Tor des wald-, erz- und kohlenreichen Banater Gebirgslandes, Temesvár, befindet sich aber noch weiter oben an dem Béga-Kanal, u. zw. am Rande des Alföld, wodurch auch Temesvár eine Marktlinienstadt ist. Die Verbindung zwischen der Donau und Theiß ist mittels des Franzens- und Franz Josephs-Kanals bereits hergestellt, wodurch auch Transdanubien mit dem Lande östlich der Theiß in Berührung kam. Als Siedlungen an der Theiß sind der Reihe nach Magyarkanizsa, Zenta, Ada, Óbecse, Csurog und Titel zu erwähnen, von denen aber nur Zenta eine größere Stadt mit 32.000 Einwohnern ist. Seine geschichtliche Bedeutung hängt mit dem Befreiungskrieg von den Osmanen zusammen. Mit dem Sieg des Prinzen Eugen von Savoyen im Jahre 1697 war die Befreiung Ungarns gleichsam schon beendet, die dann in dem Frieden von Karlowitz 1699 Bestätigung fand. Die anderen Siedlungen haben alle weniger als 20.000 Einwohner. Sie sind fast alle Ackerbauzentren, u. zw. Magyarkanizsa (19.000 Einwohner), Ada (14.000 Einwohner) und Óbecse (21.000 Einwohner), das auch eine bedeutende Industrie hat. Die zwei südlichsten Theiß-Siedlungen sind Csurog (11.000 Einwohner) und Titel (5500 Einwohner). Titel ist die kleinere Siedlung, doch kommt ihm infolge seiner Lage nahe der Theißmündung eine größere Bedeutung zu. Auch in der Geschichte spielt Titel eine Rolle, dessen alte Burg zwar von den Tataren vernichtet, dann aber wieder aufgebaut wurde, und in der Osmanenzeit ein bedeutsamer strategischer Punkt war. Nach dem Befreiungskrieg wurde Titel mit Csurog eine Grenzmarkschanze. Die Siedlung Titel liegt am südlichen Fuß der Titeler Lößplatte, und erstreckt sich sogar noch auf ihren Abhang, während die Lößplatte selbst, dieser alleinstehende Inselberg, bereits von den Römern befestigt zum Schutz diente. Der Inselberg wurde von der Donau-Theiß-Lößplatte und der das Fruskagora-Gebirge umgebenden Rumaer Platte durch die Donau getrennt, wodurch er mit seiner 50 m relativen Höhe sich selbst zum Schutz darbot.

Die Kenntnis der Lebensgeschichte des zweitwichtigsten ungarischen Flusses, der Theiß, wie auch die Betrachtung ihrer bedeutendsten Siedlungen, versetzte uns in die Lage, ihre Stellung auch in dem Wirtschaftsleben kennen zu lernen, wobei immer wieder auch die Aufeinandergewiesenheit der verschiedenen Landschaftsgebiete des Karpatenbeckens erkannt wurde.

DIE ALTUNGARISCHE SIEDLUNGSWEISE DES ALFÖLD

VON STEFAN GYÖRFFY

Bis zur neuesten Zeit herrschte allgemein in der öffentlichen Meinung die Ansicht, die Ahnen der Ungarn seien in Zelten hausende, von Ort zu Ort wandernde Nomaden gewesen, in keiner Weise an Grund und Boden gebunden. Demgemäß stellt die Karte des großen deutschen Siedlungs- und Agrarhistorikers Meitzen Ungarn als slawische Siedlung dar. So kennt auch die Gelehrtenwelt des Auslandes überhaupt keinen eigenartigen Siedlungstyp in Ungarn. Nur soviel ist ihr von uns bekannt, daß die Ungarn zwischen Nord- und Südslawen eingeklemmt leben, vor tausend Jahren irgendein slawisches Volk unterjocht und offenbar seine hier vorgefundene Siedlungsweise übernommen haben. Selbst bei uns stößt man des öfteren auf die Auslegung, die Ungarn hätten, sobald sie das Land eroberten, die Slawen aus ihren Häusern gejagt und sich an ihrer Stelle angesiedelt, bezeichnen wir doch die einzelnen Teile des Wohnhauses größtenteils mit slawischen Ausdrücken (*kemence* = Backofen, *padka* = Ofenbank, *gerenda* = Balken, *szelemen* = Pfette, *kémény* = Schornstein, usw.). Andere wieder behaupten, die unterworfenen Slawen hätten den Ungarn das Errichten von ständigen Bauten gelehrt.

Die neuesten wissenschaftlichen Forschungen haben diese ziemlich eingefleischte, aber auf schwanken Grundlagen beruhende Voraussetzung stark erschüttert. Heute ist es bereits zur Gewißheit geworden, daß die ungarischen Wörter *falv* (Dorf) und *város* (Stadt) ugrischen, bezw. türkischen Ursprungs sind. Das Wort *város* stammt aus *vár* (Burg), die uralte Form der Burg aber bestand aus dem Graben, bezw. dem Damm, der von der aus dem Graben herausgeschaukelten Erde errichtet und unter Umständen mittels anderen, zur Verfügung stehenden Baumaterials erhöht wurde.

Die auf dem Gebiete Ungarns gefundenen Slawen waren Ackerbauer, aber auch die ungarischen Landnehmer verstanden sich auf Landwirtschaft. Dies bezeugen u. a. auch die aus der Zeit vor der Landnahme stammenden türkischen Lehnwörter wie *buza* = Weizen, *árpa* = Gerste, *tarló* = Stoppelfeld, *sarló* = Sichel, *eke* = Pflug, *kéve* = Garbe, *kepe* = Hocke, *szérű* = Tenne, *szór* = windigen u. a. m. Die Archäologen fanden mehrere Gräber aus der Zeit der Landnahme, die mit Lehm und Spreu verputzt waren. Spreu aber läßt auf Ackerbau, das Anwurfmaterial auf eine feste Bauart schließen. Die Philologen behaupten, auch das Wort *ház* (Haus) sei ugrischen Ursprungs und keineswegs die Übernahme des deutschen Wortes Haus.

Der landnehmende Ungar hätte die auf diesem Gebiet gefundenen slawischen Siedlungsformen garnicht übernehmen können, da diese für

seine Zwecke völlig unbrauchbar waren. Die Slawen brachten nämlich ihren geringen Viehbestand entweder in ihren Wohnhäusern, oder in einem sich mit dem Wohnhaus unter dem gleichen Dach befindlichen Stall unter. Der Ungar aber verfügte über einen viel größeren Viehbestand, der in einem slawischen Dorf unter keinen Umständen Platz gefunden hätte. Auch seine wirtschaftlichen Einrichtungen unterschieden sich derart von denen der Slawen, daß ein slawisches Dorf für seine Zwecke völlig ungeeignet gewesen wäre. Die landwirtschaftlichen Einrichtungen des Ungartums unterscheiden sich selbst heute noch wesentlich von denen der in Ungarn lebenden Slawen.

Den Sommer über streifte der nomadische Ungar von Ort zu Ort auf seinem Weidgebiet, im Winter aber begab er sich ins Winterquartier, für das er eine an einem Wasser gelegene Stelle wählte. Zweifellos lebte er im Sommer, ja anfangs vielleicht auch im Winter in Zelten, obwohl bereits der arabische Schriftsteller Al Bekri die Hütten der Ungarn erwähnte. Gewiß aber besaß er in seinem Winterquartier feste Gebäude für sein Vieh, das sog. *ól*, den Stall. In diesem aber brachte er bloß das wertvollere Vieh, meist die im Winter oder zeitlich im Frühjahr kalbenden Tiere unter, der Rest überwinterte unter freiem Himmel. *Ól* (Aul) ist ein Wort türkischen Ursprungs und bedeutet bei den nomadischen Türkenvölkern Lager, bei den halbnomadischen Niederlassung, Dorf.

Ein Nomadenvolk bindet zunächst sein, aus festem Material erbauter Stall an einen ständigen Wohnort. Anfangs wohnt es noch um den Stall herum in Zelten, baut aber später auch an Stelle dieser feste Häuser und benützt die Zelte bloß als Sommerlager, beim Wandern von Ort zu Ort.

Wie die Winterquartiere der richtigen Nomaden beschaffen waren, können wir aus Almásys Beschreibung der Karakirgisen erfahren. Diese besitzen zweierlei beständige Winterbauten; der eine ist der »Kislak«, ein noch auf den Schutz der Zeltwände angewiesenes kreisförmiges Gemäuer, der andere der »agil« oder »ail«, ein ungarisch *ól* genanntes stallartiges Gebäude, das zum Teil gedeckt ist, ja sogar Seitenwände besitzt. Je weiter wir nach Norden kommen, umso häufiger sind diese stallartigen Gebäude in dem Winterquartier der Nomaden anzutreffen. Das Volk der Baskiren bezeichnet schon das Winterquartier als solches mit dem Worte »aol«, und verläßt dies bloß im Sommer, um mit seinen Zelten und Herden auf das Weideland zu ziehen. Der Kasantartare dagegen, der im Winter und Sommer am gleichen Orte wohnt, bezeichnet sein Dorf als »aol«. Aus alldem ergibt sich, daß das erste feste Gebäude der Nomaden der Stall ist, und das Dorf sich dann aus diesen in wachsender Zahl errichteten Ställen entwickelt.

Betrachten wir indessen die alten Karten der Dörfer und Städte des Ungartums auf dem Alföld, so gewahren wir auf diesen eine eigenartige, nur aus dem einstigen Nomadenleben erklärbare Siedlungsweise. Am klarsten geht dies aus der Karte Hajduböszörménys aus dem Jahre 1782 hervor; die Stadt zeigt einen inneren, kreis- oder eiförmigen Kern mit ganz engen Gassen und außergewöhnlich winzigen Grundstücken, folglich ungemein dichtgedrängt beieinanderstehenden Häusern; unbebaute Grundstücke bilden eine Ausnahme. Die Hauptstraßen des inneren Kreises finden in der den Kern umgebenden, gleichfalls kreisförmigen äußeren

Stadt eine strahlenförmige Fortsetzung, doch gibt es hier bereits ausgedehnte Grundstücke, auf denen nur ab und zu ein Gebäude steht. Heute ist bereits das ganze Stadtgebiet in gleicher Weise mit Häusern bebaut, die beiden einst scharfumgrenzten Siedlungsarten sind seit 150 Jahren verschwunden. Dagegen kommen diese in den auf dem großen ungarischen Tiefland gelegenen Dörfern des Komitates Borsod auch gegenwärtig noch häufig vor.

Wo mag hier die Erklärung liegen?

Der Ungar des Großen Ungarischen Tieflandes besitzt zwei Grundstücke. Das eine besteht aus dem im Inneren des Dorfes oder der Stadt gelegenen engen Wohngrundstück, auf dem bloß das Wohnhaus steht, das zweite aus einem an der Peripherie des Dorfes oder der Stadt gelegenen Gehöft mit den Ställen. In diesem Meierhof stehen die Ställe, hier überwintert der ganze Viehbestand. Hier stappelt der Landwirt sein ganzes Betriebsmaterial, das Futter, den Brennstoff auf, hier wohnt sein Gesinde. Dieses äußere Grundstück, das sich meist auf eine beträchtliche Entfernung vom Wohnhof befindet, ist heute nichts anderes mehr, als ein Wirtschaftshof. Auch diesem Zwecke dient es aber bloß dort, wo das Ackerfeld unter Zwangswirtschaft, gemeinschaftlich bewirtschaftet wird. Wo der Landwirt frei über seinem Boden verfügt, versetzt er seinen Stall oder seinen Wirtschaftsgarten auf das Ackerfeld selbst, so daß wir einem Gehöft gegenüberstehen. Wir wissen, daß dieses Peripheriegrundstück auch *kert* (Garten) genannt wird. Unter Garten aber verstand der Ungar einst ausschließlich eine umfriedete Stelle, niemals bestellten Boden. Der Baskire bezeichnet den Stall auch heute noch als *kert* (Garten). Daher ist dieser mit Ställen besetzte »Garten« nichts anderes, als ein wesentlicher Bestandteil des nomadenhaften Winterquartiers, d. h. der sog. »Aul« der Karakirgisen, die gedrängte Mittelpartie der Stadt aber das einstige »kislak«, das Lager der Wohnzelte.

Auch die Umfriedung fehlt nicht, die die Wohnsiedlungen vor den Unbilden der Witterung, dem Feind oder dem herumstreifenden Vieh schützte. Unsere Städte des Großen Ungarischen Tieflandes waren, wie dies aus den Belegen der Archive, vielerorts sogar aus Erinnerungen, die im Volke weiterleben, festzustellen ist, mit Gräben umgeben. Diese wurden oft mit Dornen und Gestrüpp belegt, ja zur Zeit der Osmanenkriege wurden sogar richtige Mauern zum Schutz der Städte aus Erde, unter Umständen aus Planken errichtet. Diese Gräben oder Zäune trennten die Wohnsiedlungen von den Wirtschaftshöfen. Für die Hauptwege wurden Tore in der Umfriedung offen gelassen. Sonst gab es zwischen den inneren Grundstücken keine Zäune und die Häuser innerhalb der Stadtgräben oder Umfriedungen standen in der Tat ähnlich da, wie die Zelte. Im Wirtschaftshofgürtel waren die Grundstücke der einzelnen Besitzer von *kert* (Garten) genannten Zäunen umgeben, die aus Dünger angehäuft wurden. Das Vieh betrat die Wohnsiedlung nie, ja selbst das Gesinde begab sich bloß abends, zum Abendessen in das Haus des Brotherrn, und führte bei dieser Gelegenheit das Brennmaterial, Stroh oder Schilf mit. Das Gesinde wohnte im Stall mit dem Vieh. Die Gassen des »kertség« genannten äußeren Wirtschaftshofviertels erweiterten sich nach außen hin trichterförmig. Diese Form wurde durch das Aus- und Ein-

ziehen der Herden bedingt, da nämlich die Zahl der Tiere beim Hinaustreiben an den Rändern stets zunahm, während sie sich beim Eintreiben allmählich verringerte. Die trichterförmige Anordnung der Straßen paßte sich diesem Umstand an. Zwischen dem Stadtgraben und dem *kertség*, den Wirtschaftshöfen, standen größere Flächen leer da, die gemeinsamen Schafmelkplätze. Die zum Melken eingetriebene Schafherde wurde eben keineswegs heimgetrieben und gleich unter die einzelnen Besitzer verteilt gesondert untergebracht; vielmehr molk jeder Landwirt je nach seiner Beteiligung an der Herde, an bestimmten Tagen der Woche die ganze Herde für sich allein.

Der ungarische Gemeinde- und Stadttyp unterscheidet sich daher von den slawischen und germanischen Siedlungsformen dadurch, daß er selbst heute noch das uralte Gepräge des nomadischen Winterquartiers trägt. Der Ungar besitzt zwei Grundstücke. Das eine bewohnt er selbst, das andere sein Viehbestand. Wo die Bodenbenützung in keiner Weise beschränkt und das Gebiet großbemessen ist, siedelt er seinen Wirtschaftshof aufs Ackerfeld an, und erbaut dort den Meierhof, das Gehöft. Ist aber das Ackerfeld weniger reichlich oder muß der Boden unter Saatzwang bearbeitet werden, und ist das Brachlandsystem vorherrschend, dann wird ein Großteil der Wirtschaftsarbeiten, auch das Dreschen und Windigen im dörflichen Wirtschaftshof vorgenommen. Der Ungar besaß für seine landwirtschaftlichen Arbeiten eigentlich keinerlei Gebäude; die er heute benützt, sind ausnahmslos neueren Ursprungs. Sämtliche landwirtschaftlichen Arbeiten des Ungarn werden unter freiem Himmel vorgenommen; demgemäß ist das Scheunensystem bei den Siedlungen altungarischen Ursprungs völlig unbekannt. Wo das Volk seit altersher ein inneres Grundstück besitzt, auf dem der Stall mit dem Wohnhaus unter einem Dach steht, ja sich auf dem Hof sogar noch eine eigene Scheune befindet, haben wir es unzweifelhaft mit Siedlungen fremden Ursprungs zu tun.

Neuerdings, da der Ungar das althergebrachte zweihöfige Siedlungssystem aufgegeben hat, wohnt er auf der Großen Tiefebene in einem einzigen Hof, scheut aber noch immer davor zurück, sein Wohnhaus unter demselben Dach mit den Ställen unterzubringen, was sowohl bei den italienischen, als auch den deutschen und slawischen Siedlungen der Fall ist. Ja, er trachtet sogar danach, für jede einzelne Tiergattung, die sein Hof beherbergt, möglichst einen besonderen Stall zur errichten.

Die als Abkommen der nomadischen Winterquartiere fortbestehenden Dörfer und Städte mit zwei Intravillanen waren einst über große Gebiete verbreitet, die Türkenkriege aber haben diese im südlichen Abschnitt der Großen Tiefebene vernichtet, und wo es nach der Osmanenherrschaft zu neuen Siedlungen kam, wurde dieses althergebrachte Siedlungssystem nicht mehr übernommen. Alte Zweihofsiedlungen sind in dem nördlichen Teil des Tieflandes bis zu den Bergkämmen des Bükk und Mátra, östlich bis zum Nyírség anzutreffen, westlich aber reichen sie nach Transdanubien hinüber, bis ins Komitat Baranya hinab.

Alle Städte Ungarns daher, die auf diesen Gebieten entstanden, sind mit Ausnahme von einigen wenigen, ungarischen Ursprungs zu nennen. Die Bauernstädte des ungarischen Tieflandes, mit dem dazugehörigen

Gehöftsystem, bilden eine so kennzeichnende ungarische Eigenart, daß sich sonst nirgends, nicht einmal etwas annähernd Ähnliches findet. Allerdings hat die anderthalb Jahrhunderte währende Osmanenherrschaft die natürliche Entwicklung unserer Tieflanddörfer nur zu sehr gestört, doch selbst diese grauenhafte Verheerung war nicht imstande, die altergebrachte Form der ungarischen Siedlungen in ihren Grundlagen zu ändern. Mit Stolz dürfen wir daher auf die, von vielen Stürmen heimgesuchten ungarischen Städte und Dörfer der Großen Tiefebene blicken, die unter der Osmanenherrschaft in der Verteidigung des Abendlandes eingäschert wurden, und die Leiden dieser Jahrhunderte selbst heute noch nicht zu verwinden vermochten, sind sie doch Überreste und Denkmäler unserer einstigen, aus der Nomadenzeit stammenden Wesensart.

DIE TIERWELT SIEBENBÜRGENS

VON BÉLA HANKÓ

Die Tierwelt Siebenbürgens ist überaus mannigfaltig und so abwechslungsreich, wie das Land selbst. Das Auge, das sich an die parkartige Landschaft Transdanubiens, oder an die weiten offenen Flächen des Alföld gewöhnt hat, findet hier eine völlig andere Welt und in dieser abwechslungsreichen Landschaft lebt eine, von der in Mittelungarn lebenden Tierwelt ganz verschiedene Fauna.

Der Unterschied ist schon an den Haustieren sichtbar. In Siebenbürgen sind die Pferde kleiner, auch ihre Körperproportionen sind anders. Sie gehören zwei siebenbürgischen Lokalformen an: die größere ist das Szekler-Pferd, die andere ein kleines Gebirgspferd, die Békáser Rasse. Auffallend ist die große Anzahl der Büffel. Während im engeren Ungarn Büffel nur im Großgrundbesitz gehalten werden, und auch dort nur in geringer Zahl, ist er in Siebenbürgen das Tier des armen Landwirtes und sehr häufig. Hier lebt auch die Gebirgsform des uralten ungarischen Rinderschlages, silberweiß, wie die Rinder der Puszta Hortobágy, doch kleiner von Statur. Auch die Schafe sind anders; sie gehören zu den mischwilligen walachischen Zackenschafen, aus deren langer und grober Wolle grobes Tuch, Woldecken und in der Hausindustrie bunte Teppiche und Handarbeiten bereitet werden. Auch Zigajaschafe gibt es hier, mit schwarzem oder braunem Kopf und Füßen, mit weißer, grauer oder schwarzer Wolle am Körper. Ihre Wolle ist feiner, als die der Zackenschafe und führt keine Granenhaare, sondern besteht ganz aus groben Wollhaaren. Auch das Hausschwein hat typisch siebenbürgische Rassen. Das stachelhaarige Gebirgsschwein findet man nur noch an wenigen Stellen, es wurde durch die ungarische Mangaliza und die englische Yorkshire-Rasse verdrängt, doch ist ein typisch siebenbürgisches Hausschwein aus der Kreuzung der Mangaliza und englischem Berkshire entstanden, die Basnaer Rasse, deren schwarze Tiere hinter dem Schulterblatt einen weißen Gürtel führen.

Weit interessanter sind jedoch von zoologischem Gesichtspunkt aus die wildlebenden Tiere Siebenbürgens. Wenn wir die Tiere Ungarns nach ihrer geographischen Verteilung untersuchen, so fällt es auf, daß Siebenbürgen sehr viele Tierarten besitzt, die in anderen Teilen des Landes unbekannt sind, oder aus ihrer siebenbürgischen Urheimat sich in die Nachbargebiete verbreiteten. Dies bezieht sich besonders auf die schlechtbeweglichen, mehr an den Boden gebundenen Arten wie z. B. Schnecken, Regenwürmer, Tausendfüßler und dergleichen mehr, Tiere, die ein verborgenes Leben führen. An solchen besitzt Siebenbürgen eine ganze Reihe endemischer, anderswo gar nicht vorkommender Arten. Die meisten endemischen Arten sind karpatische und ostkarpatische Tiere.

Die Art ist ja weder in der Zeit, noch im Raum beständig. Auch sie entwickelt sich und wird im Laufe von langen Zeiträumen, oft Jahr-

tausenden, allmählich zu einer anderen Art. Wenn sich der Lebensraum verändert, verändert sich auch ein Teil der darin lebenden Tiere, geographische Versonderungen und Lokalformen entstehen, doch führt die Veränderung des Lebensraumes meistens auch Massensterben herbei, da die meisten Arten im veränderten Lebensraum nicht mehr ihre gewohnten Bedürfnisse finden und da sie sich nicht schnell genug an die neuen Verhältnisse anpassen können, zu Grunde gehen.

Die für Siebenbürgen charakteristischen Tiere gehören meist zu jener Gruppe, die die Veränderungen der Umwelt schlecht vertragen, die daher an ihren Lebensraum stärker gebunden sind und deshalb sich auch sehr schwer verbreiten. In den Lößablagerungen des Maros-Ufers lebte bereits im Pleistozän eine kleine Turmschnecke, *Mastus reversalis*, deren Schalen aus dieser Zeit maßenhaft gefunden werden. Sie lebt indessen noch heute in Teilen Südostsiebenbürgens, deren Mikroklima und Lebewelt sich seit dieser Zeit nicht wesentlich veränderten. An solchen Stellen kann sie im Marostale noch heute gefunden werden. Wenn diese kleine Schnecke durch Floßholz ins Alföld verschleppt wird, kann sie sich dort nicht ansiedeln und vermehren, sondern geht zu Grunde. Sie kann somit nur dort leben, wo sie sich seit Jahrtausenden an die Ortsverhältnisse akklimatisiert hat. Solche an die Scholle gebundenen Tiere sind daher für den Lebensraum, in dem sie leben, äußerst charakteristisch. Ihnen gegenüber sind die meisten gut beweglichen Tiere gegen Milieuveränderungen nicht so empfindlich, sie können wandern und sich auf diese Weise nicht nur mit verwandten Arten mischen, sondern sind gegen formverändernde Umwelteinwirkungen überhaupt weniger empfindlich.

Je mehr daher eine Tierart an ihren Lebensort gebunden ist, um so mehr verbleibt sie auch im selben Lebensraum, an den sie sich seit Jahrtausenden gewöhnte und akklimatisierte. Solch eine Art wird eingeborene oder endemische Art eines Lebensraumes genannt. So sind z. B. die schwerbeweglichen Schnecken nach Soós zu 30 v. H. für unsere Fauna charakteristische, endemische Arten; ihr größter Teil lebt in Siebenbürgen. Dagegen sind von den gutbeweglichen Insekten, nach Moczár unter den Coleopteren 2 v. H., unter den Hymenopteren 2,5 v. H. und unter den Lepidopteren nur 0,6 v. H. endemische Arten. Es ist somit ersichtlich, daß je besser sich eine Art bewegen kann, umso größer auch ihre Verbreitung und somit das Faunengebiet ist, in dem sie vorkommt. Typisch siebenbürgische Arten finden wir also unter den schwerbeweglichen, an die Scholle gebundenen Tieren. Dies sind meist Kleintiere und führen oft ein so verborgenes Leben, daß sie den meisten unbekannt sind.

Von den im Ungarischen Fauna-Katalog aufgezählten Copepoden leben von insgesamt 36 Arten 18 nur in Siebenbürgen, von den 10 Arten der Harpacticiden 5 und die Artemien alle. Von den Pseudoskorpioniden gibt es 6, von den Spinnen 21 endemische Arten. Die interessanteste unter diesen ist die *Lythypanthes Paycullianus*, die sonst nur im Süden, am Meer vorkommt.

Die siebenbürgischen Acarinen sammelte im Jahre 1905 Tafner und beschrieb eine ganze Reihe endemischer Arten unter ihnen. Von den Tausendfüßlern sind 19 typisch siebenbürgische Arten bekannt, während von den Hymenopteren 312 für dieses Gebiet typisch sind, doch muß

bemerkzt werden, daß von diesen Tieren nach dem Fauna-Katalog 3155 Arten in Ungarn leben. Unter ihnen ist die Ameise *Myremcocystus viaticus* beachtenswert, die die nördliche Grenze ihrer Verbreitung im Mezőség erreicht. Auch kennen wir einige Wespen, die in Siebenbürgen auf ganz eng umgrenzten Gebieten leben.

Nach G. Entz sen. leben in den Salzgewässern Siebenbürgens 14 Protozoen, 10 Würmer, 13 kleine Krebse, 1 Spinne, 6 Wanzen, 5 Fliegenlarven, 14 Käfer und 2 Schneckenarten. Auf den Salzböden im Trockenen leben 1 Spinnen-, 2 Wanzen- und 40 Käfer-Arten. Szováta, Torda, Szamosfalva, Désakna u. a. m. haben also auch eine kennzeichnende und eigenartige endemische Lebewelt.

Unter den Schmetterlingen gibt es auch einige typisch siebenbürgische Arten. So z. B. *Lycaena bavius*, die in Vice (Kom. Szolnok-Doboka) durch den Maler L. Diószegi entdeckt wurde. Von dem *Erebia*-Geschlecht leben mehrere interessante Arten in den Bergen Siebenbürgens, so z. B. *Erebia radnaensis* in Radnaborberek, *Erebia medusae* auf der Kuppe des 1640 m hohen Nagy Sándor-Berges im Komitat Csík. Auch das Genus *Apollo* hat eine siebenbürgische Form in *Apollo transylvanicus*, die bei Borszék und im Tal bei Rév lebt. Eine seltene Eulenfalter-Art ist die siebenbürgische *Conisania Ostrogovichi* aus der Gegend von Vasasszentgothárd und die Motte *Evergestis Ostrogovichi*.

Unter den Gradeflüglern besitzt Siebenbürgen keine nur hier vorkommenden, endemischen Arten, höchstens *Stauroderus acroleucus*, die derzeit nur aus der Nähe des Rotenturm-Passes vom Cozia-Berg bekannt ist, sich aber wahrscheinlich auch anderswo finden wird. Es gibt jedoch unter ihnen Arten, die in Ungarn nur hier auffindbar sind. Dies sind Arten, die im Nord-Balkan leben und ihre nördlichste Verbreitungsgrenze hier erreichen. Unter ihnen befinden sich auffallend viel flügellose Formen, wie z. B. *Pholidoptera Frivaldszkii* und *transsylvanica*, *Poecilimon affinis*, *Brunneri*, *Fussi*, *thoracicus* u. a. m. Das Vorkommen dieser Subendemismen ist besonders auffallend, wenn wir wissen, daß diese flügellosen Formen in anderen Teilen Ungarns beinahe völlig fehlen.

Groß ist die Zahl der endemischen Käferarten in Siebenbürgen. Um nur Laufkäfer zu erwähnen: *Carabus problematicus* ist nur in dem Komitat Csík, *Carabus obsoletus Csikii* in Beszterce-Naszód, *Carabus obsoletus typicus* in den Schneebergen Csíks, *Carabus Hampei* in Szamosújvár, *Carabus Hampei spectabilis* nur auf dem Berg Ünökő bekannt.

Sehr interessant sind die blinden Höhlenkäfer der Höhlen des Bihar-gebirges, die den Familien der *Carabidae*, *Silphidae* und *Staphilinidae* angehören. So lebt z. B. in den Höhlen bei Rév *Duvalius* (*Anophthalmus*) *Redtenbacheri* subsp. *Birói*, in der Zichy-Höhle *Duvalius Redtenbacheri* subsp. *Mihóki*. In der Igric-Höhle bei Élesd lebt *Drimeotus Kovácsi*, in den Radnaer Bergen der blinde *Niphetodes Spaethi* und *N. Deubeli*.

Wenn von Höhlentieren gesprochen wird, muß das hiesige Höhlenforschungsinstitut der Universität Kolozsvár und dessen Leiter, P. A. Chappuis erwähnt werden, da er der beste Kenner der Höhlentierwelt ist. Er hat z. B. aus dem Wasser der Kolozsvärer Wasserleitung, wie es aus dem Hahn fließt, 25 verschiedene kleine Krebse beschrieben, die alle im Grundwasser der Gegend vorkommen.

Er fand auch in den Höhlen Bihars viele Höhlenkäfer, die in die Familien der Carabiden und Silphiden gehören. All diese Höhlenkäfer sind nicht nur in den Höhlen des Bihar-Gebirges, sondern in den Karpaten bis zum Altpaß überall auffindbar. Es sind Reliktentiere, die sich vor den Wellen des einst im Tertiär bis hieher sich ausbreitenden Ägeischen Meeres in die Höhlen flüchteten. Man kann blinde Laufkäfer auch anderswo in Siebenbürgen finden, diese leben jedoch unter Steinen in der Erde und sind keine typischen Höhlenkäfer. Die blinden Höhlenkäfer gehören alle in die Gattung *Duvalius* und gliedern sich nach den verschiedenen Höhlen, wo sie leben, in viele Arten und Unterarten. So lebt z. B. in Nord-Bihar der Formenkreis von *Duvalius Redtenbacheri*, dessen zwei Arten aus der Gegend von Rév bereits erwähnt wurden.

Die andere Gruppe der Höhlenkäfer stammt aus der Familie der Silphiden, deren Verbreitungsgebiet ebenfalls bis zum Alt reicht. Drei ihrer Gattungen sind berühmt: *Drimeotus*, *Pholeuon* und *Sophrochaeta*. Die Arten der Familie *Drimeotus* leben in tiefer gelegenen Höhlen des nördlichen Teiles, *Pholeuon*-Arten sind in höher gelegenen Höhlen zu finden, während die Arten der Gattung *Sophrochaeta* die südlich der Maros befindlichen Höhlen bewohnen. All diese Käfer wanderten im Tertiär in die Höhle ein und sind als Teritär-Relikte zu betrachten.

Die dritte Gruppe der blinden Höhlenkäfer, die Staphiliniden sind eigentlich keine richtigen Höhlenkäfer, sondern leben unter tief in die Erde gesenkten Steinen im Bihargebirge; doch sind sie auch blind, blaßgelb und flügellos. Ihre bekannteste Gattung ist *Coeocolinus*.

Unter solchen tief in die Erde gedrückten Steinen können in Siebenbürgen noch andere interessante Käfer gefunden werden, wie z. B. der Pselophide *Megalobiothus goliat*, ein blinder Goliat von 2 mm Länge.

Sehr interessant sind die kleinen Krebse der Höhlen. Von den ganz blinden und blassen Asseln ist *Mesoniscus graniger* der berühmteste, und kommt in den Höhlen Bihars vor. Bemerkenswert ist das Verhältnis der Höhlenasseln zu ihren oberirdisch lebenden Verwandten. *Asellus aquaticus* ist in allen oberirdischen Gewässern bei uns bekannt und verbreitet sich langsam von Osten nach Westen. Einst lebte hier in den oberirdischen Gewässern *Asellus meridionalis*, der durch *Asellus aquaticus* verdrängt wurde, so daß er sich in die unterirdischen Gewässer flüchten mußte und nun dort lebt.

Zu keinen der beiden gehört *Stygasellus*, ein altertümliches Krebschen, das Chappuis im nassem Sand der Körös vorfand.

Mit diesem zusammen lebt ein anderes altertümliches Krebschen *Microcharon acherontis*, gleichfalls von ihm entdeckt. Dieses Tierchen wurde nur im Köröstal gefunden und ist wahrscheinlich auch ein Tertiärrelikt, das sich nach Aussüßung des Pontokaspischen-Pannonischen Meeres ins Grundwasser zurückzog. All seine Verwandten leben heute in der See.

Von den Amphipoden verdient der Genus *Niphargus* durch seine große Formenzahl Aufmerksamkeit. Einzelne leben in Felsenrissen und Höhlengewässern, andere in Brunnen und in dem Grundwasser. Dudich beschrieb vor kurzem drei neue Arten aus der Körös.

Erwähnenswert ist, daß in Siebenbürgen auch heute der Flußkrebse *Astacus fluviatilis* lebt, während im übrigen Ungarn beinahe überall nur

der Sumpfkrebs *Astacus leptodactylus* lebt, seit dem in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Krebspest den Flußkrebssbestand ausrottete. An den hiesigen Flußkrebsen schmarotzt eine Harpacticidenkrebsschen-Art und ein Oligochaeten-Wurm, beide nur in der Szamos bekannt.

Es gibt auch höhlenbewohnende Harpacticiden; so lebt in den Höhlen des Königswaldes *Spaeleocamptus spelaeus*, gleichfalls von Chappuis entdeckt und beschrieben. Außerordentlich interessant ist der Grundwasserkrebs *Bathynella Chappuisi*, der der kleinste bisher bekannte Malacostrakenkrebss ist. Seine nächsten Verwandten leben in Australien, doch fand man fossile Reste von Verwandten auch in Europa in Carbon- und Permsschichten. Dieser kleine Krebs ist also unser ältestes Relikt.

Es gibt auch besondere Acarinen im Grundwasser Siebenbürgens, die L. Szalay bearbeitet, auch endemische Turbellarien wurden in unseren Höhlen bekannt, wie z. B. die milchweiße und blinde *Dendrocoelides brachiphallus* aus dem Bihargebirge, *D. lipophallus* aus der Gegend Torockós und *Atrioplanaria Rakovitzae* aus Rézbánya. Auch typisch siebenbürgische Spinnen finden sich in unseren Höhlen, die zwar schon blaß sind, doch ihr Auge noch besitzen, wie z. B. die *Porrhomma*-Arten aus der Igric- und Zichy-Höhle. Auch neue weiße Tausendfüßler wurden gefunden. Im morschen Laub des Bükk bei Kolozsvár lebt eine anderwärts unbekannte Fliege, *Campiloneura recondita*, die einem neuen Genus und einer neuen Art angehört und dessen Männchen noch geflügelt, das Weibchen aber schon flügellos ist.

Wer würde es glauben, daß es auch unter den Regenwürmern Arten gibt, die nur in Siebenbürgen bekannt sind. Mit diesen Tieren befaßte sich Apáthy, dann Szűts und schließlich Pop. Ganz neue Arten sind z. B. *Eiseniella oltenica*, *Dendrobaena clujensis*, *Eophila dacica*, *Bimastus oltenis* und dergleichen mehr.

Von den endemischen Kleintieren Siebenbürgens wurden vielleicht die Schnecken am eingehendsten untersucht. Von den älteren Forschern ist Michael Bieltz, sein Sohn Eduard und Kimakovitz zu nennen, von den heutigen Rotaridesz, Wagner und Soós. Es ist daher nicht zu verwundern, daß durch ihre Untersuchungen viele endemische Schnecken-Arten bekannt wurden.

Besonders aus der Familie der Clausiliden gibt es viele siebenbürgische Arten und Formen. So lebt in den Kalkfelsen der Ostkarpaten eine ganze Reihe von Arten des Genus *Alopia*, z. B. im Békás-Paß *Alopia glauca*, bei Homoródalmás *Alopia bogatensis*. Endemisch sind *Laciniaria fallax* und *L. gulo*, *Mastus reversalis* und noch zwei andere Arten, *Helicella cereoflava* in Kolozsvár, oder *Ariantha aethiops*, die auf den höchsten Berggipfeln lebt. Kennzeichnend ist auch *Monacha dibothrion* und noch viele andere siebenbürgische Schnecken.

Unter den Fischen, bzw. Cyclostomen lebt *Eudontomyson Danfordi* in den hiesigen Flüssen und Bächen. Hier lebt auch die ungarische Barbe (*Barbus Petényi*), sowie *Gobio uranoscopus* und *G. fluviatilis*. Daß es in Siebenbürgen viele und gute Forellenbäche gibt, wo der Angelsport aus Steinforellen und Äschen betätigt werden kann, ist allbekannt.

An den sonnigen Hängen der Ostkarpaten leben viele Vipern u. zw. nicht nur die Kreuzotter (*Pelias berus*), sondern auch die Rákoscherotter

(*Vipera Ursini*). Von den Amphibien sind aus den Ostkarpaten und Siebenbürgen Molge Montandoni zu nennen.

In der Vogelwelt hat Siebenbürgen nur eine einzige endemische Art: *Parus atricapillus transsylvanicus*. Doch gibt es hier Vögel, die in Ungarn nur noch hier aufzufinden sind, wie *Parus lugubris lugubris*, *Hirundo pennatus*, *Aquila pomarina*, *Aquila chrysaetus* und *Accipiter brevipes*. Auch erscheinen hier ziemlich oft Mönchs- und Aasgeier. Der Rabe kommt auch vor, ist aber so selten, wie einst der weiße Raabe war.

Die Menschen interessieren sich zunächst für die Säugetiere. Bemerkenswert muß werden, daß in Siebenbürgen einst ein weit größerer Waldbestand war als heute. Mit der Ausrodung der Wälder sind viele Tiere verschwunden. Hier leben der europäische Büffel (*Bison bonasus*), über dessen Vorkommen uns die Schriften B. Szalays unterrichten. Der letzte siebenbürgische Bison wurde am Plajberg Borgós im Jahre 1762 erlegt, wie dies Újfalvy berichtet. Nach B. Szalay wurde das letzte Exemplar 1790 erlegt.

Der letzte Auerochse verschwand nach B. Szalay im Jahre 1250 aus Siebenbürgen, die letzten Elche wurden im 16. Jahrhundert erlegt. Einst gab es hier auch viele Damhirsche, deren letztes Exemplar in Bihar 1838 erlegt wurde. Auch der Biber lebte einst hier und war häufig. Von den kleineren verschwundenen Säugetieren Siebenbürgens soll hier nichts gesagt werden; daß es jedoch solche gab, die mit den Waldungen für immer verschwanden, beweist, daß hier noch heute Kleinsäugetiere endemisch leben, wie die von Méhely beschriebenen *Spalax hungaricus transylvanicus* und *Spalax graecus mezöségensis*. *Sicista loriger trizona*, die dreistreifige Waldmaus, lebt hier bei Kolozsvár, *Dryomys notedula* ist bei Szamosújvár häufig. Beide führen ein verborgenes nächtliches Leben. Der siebenbürgische Jagdiltis, *Mustela lutreola transylvanica* findet sich bei Gyergyószentmiklós, die siebenbürgische Schneemaus, *Microtus Radnaensis* lebt auf der Horthy-Spitze in 1900 m Höhe.

Beide wurden von Éhik beschrieben und sind in Siebenbürgen endemisch.

Obwohl diese endemischen Kleinsäugetiere äußerst interessant sind, kümmern sich die meisten um so kleine Tiere gar nicht. Indessen gibt es in Siebenbürgen auch große Säuger, die zwar auch im übrigen Ungarn vorkommen, in Siebenbürgen aber stets anzutreffen und oft häufig sind. So fehlt der Wolf eigentlich in Siebenbürgen nirgends und ist in den Waldungen der Karpaten besonders im Komitat Csik, oft rudelweise zu finden. Er verursacht auch großen Schaden durch das Reißen von Schafen, Kälbern und Füllen. Auch Bären gibt es in Siebenbürgen noch viele, darunter richtige Riesenexemplare.

Auch Wildschweine gibt es, u. zw. die Form *Sus scrofa Attilae*, die die größte europäische Wildschweinart ist. Wildkatzen und Luchse sind auch noch in großer Anzahl vorhanden. Die Jagd ist daher in Siebenbürgen abwechslungsreich und ergiebig.

Aus unserer Zusammenfassung ergibt sich, daß die Tierwelt Siebenbürgens mannigfaltig und abwechslungsreich ist und daß sich in ihr auffallend viele eingeborene, endemische, für Siebenbürgen typische Tierarten finden.

DIE ANFÄNGE DEUTSCHER SPRACHPFLEGE IN UNGARN

VON LUDWIG NÉMEDI

Die Sprache ist kein blosses Mittel des Gedankenaustausches, sie ist stets mehr als einfach nur die Funktion einer Menschengruppe: die Sprache ist Spiegel und Träger zugleich von dem Geiste und der Kultur eines Volkes. Wenn wir daher eine fremde Sprache erlernen, so eignen wir uns nicht nur ein neues Werkzeug zur Mitteilung unserer Gedanken an; weit wichtiger ist, daß wir dabei den eigentümlichen Geist und die besonderen Kulturwerte des betreffenden Volkes auf uns wirken lassen. So ist es bei dem Einzelnen und so auch bei ganzen Nationen. Die Frage des Sprachlernens bei einer größeren Gemeinschaft, wie das Volk, ist daher keineswegs nur eine pädagogische, sondern darüber hinaus eine kulturelle, ja geradezu eine politische Angelegenheit. Man wählt nämlich unter den vielen Sprachen eine oder einige zum Erlernen aus und diese Wahl wird bei jedem Volk von Gesichtspunkten geopolitischer oder manchmal nur einfach politischer Natur geleitet.

Diese selbstverständlichen Tatsachen haben wir zu berücksichtigen, wenn wir auf die Anfänge deutscher Sprachpflege in Ungarn zu sprechen kommen. Die Frage ist nicht nur so zu stellen (um einmal ganz grob zu sagen): in wieviel Wochenstunden deutsch in den verschiedenen Schultypen getrieben wurde? Dies ist sogar sehr nebensächlich, wie wir sehen werden. Unser Thema umfaßt vielmehr ein gutes Stück ungarischer Geschichte und Kulturgeschichte. Erst in einen weiteren Rahmen gestellt, erst wenn man die ganze kulturelle Atmosphäre der Zeit genügend kennt, läßt sich der Deutschunterricht der Schulen richtig einschätzen. — Um Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, müssen wir schon jetzt sagen: es handelt hier nur um die deutsche Sprachpflege an ungarischen Schulen, nicht auch um die der deutschen Schulen in Ungarn.

Die Habsburger, seit 1526 auch ungarische Könige, regierten das Land von Wien aus, hielten fremde Räte und Beamten, ja auch fremde Söldner gegen die Osmanen. Während das Ungartum 150 Jahre hindurch im Kampf für das Abendland blutete, wurde es seiner Freiheit beraubt, die Protestanten auf den Tod verfolgt. Die Nation mußte oft zu den Waffen greifen, um ihre Existenz gegen den eigenen König und seine Regierung zu verteidigen. Diesen Freiheitskämpfern, diesen Kurutzen war nichts verhaßter als Wien, was man vereinfachend für das Deutschtum nahm. So ist es verständlich, daß im Lande bis 1711 auch die deutsche Sprache sich keiner besonderen Beliebtheit und keiner Verbreitung erfreuen konnte. Daran änderte vorläufig auch das nicht, daß es selbst im Lande deutsche Siedlungen gab, da diese gesellschaftlich ziemlich isoliert lebten. Selbst die ungarischen Studenten, die im 16. und 17. Jahrhundert zu Tausenden die

deutschen Universitäten besuchten, brachten keine besonderen Sprachkenntnisse nach Hause: die führende Sprache der Wissenschaften blieb bis ins 18. Jahrhundert hinein das Lateinische.

Der östliche Teil des Landes, vor allem der protestantische Landadel der Theißgegend blieb seinen Kurutzentraditionen auch nach dem Frieden von Szatmár (1711) treu, und hielt das Deutschkönnen auch unter den veränderten Verhältnissen für eine Schande. Ein würdiger Vertreter dieser für die Nation so bedeutungsvollen Gesellschaftsschicht, Johann Csanády aus Gebe (Kom. Szatmár), kommt 1759 nach Wien in einer reformierten Schulangelegenheit. Kaunitz führt ihn vor die Königin Maria Theresia. Auf die Frage der Königin »khennensi tács?« (fonetische Umschrift der lateinischen Quelle), erwidert unser Ungar mit Stolz: »Nicksz tács, kenigliche majesztet, non scimus absolute germanice!«

Indessen hat sich die Welt in Europa und auch in Ungarn gründlich geändert. Die Osmanen wurden vertrieben, die Religionskriege und Verfolgungen weichten der anbrechenden Sonne der Aufklärung, die die gesitteten Nationen Europas zu versöhnen und zu vereinigen bestimmt war. Selbst die Wiener Herrscher änderten an ihrer Politik den Ungarn gegenüber. Nicht mehr ausrotten wollten sie die »Rebellen«, sondern sie mit Güte und Nachsicht für sich gewinnen. Die Liebenswürdigkeit Maria Theresias erreichte bei den Ungarn mehr, als zwei Jahrhunderte Waffengewalt.

Wien, die glänzende Hauptstadt Mitteleuropas, zog den ungarischen Hochadel in ihren Bannkreis und wie ein ungarisches Sprichwort sagt, wer in Wien lebt, vergißt seine Heimat. Am Hofe lernte man die neue städtische Lebensweise, die neue Mode und die neue Modesprache, das Französische, kennen, daneben aber natürlich auch das Deutsche. Die neue Mode, die ganze neue Zivilisation trug französisches Gepräge. Nach Ungarn gelangte sie aber durch Wiener Vermittlung — es fehlte zwar nie an unmittelbaren Beziehungen zu Frankreich und zur französischen Schweiz — und wurde vom Ungartum als deutsche Mode, als »náj módi« empfunden und zum Teil auch abgelehnt.

Ein großer Teil des ungarischen Hochadels sonnte sich nun ständig im Glanz der Kaiserstadt und strebte neben dem österreichischen und böhmischen Adel auf die Regierungsgeschäfte auch seinerseits Einfluß zu gewinnen. Dazu gehörte aber vor allem eine neue Bildung und Sprachkenntnisse. Graf Alexander Károlyi, einst General in der Kurutzenarmee Rákóczis, schreibt 1724 an seinen Sohn Franz: »Über die Jagd und die Landwirtschaft sollst du die französischen Bücher und Übungen nicht vergessen, im Deutschen übe dich aber weiterhin durch Korrespondenz.« Der kleine Enkel schreibt 1741 aus Preßburg an den Großvater: »Ich hoffe, daß ich Euer Gnaden in Kurzem durch meine Bestrebungen, so wie es wünschen, einen ganz metamorphisierten Cavalier praesentieren werde.« Károlyi, der auch in Habsburgs Diensten ein guter Ungar blieb, mahnt daraufhin seinen Enkel, er soll auch trotz der Wissenschaften, die einem Kavallier ziemen, richtiger Ungar und Patriot bleiben. So wollten die meisten Magnaten durch die neue Bildung keine völlige Metamorphose und wußten sich ihr nationales Bewußtsein trotz Deutschkönnen und Deutschsprechen unversehrt zu bewahren. Der bodenfeste Szekler Baron

Peter Apor hatte dennoch vieles an den alten Sitten zu beweinen gehabt, die die »náj módi« in Vergessenheit brachte.

Im 18. Jahrhundert sickert nun die deutsche Sprache auf vielen Wegen ins Land. Treffend kennzeichnet die Lage Johann Csaplovics — allerdings etwas später (1822), aber mutatis mutandis paßt seine Charakteristik auch schon auf die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts — : »Die deutsche Sprache reißt in Ungarn beim Adel und Honoratioren aus einer Art Mode täglich stärker ein. Aber kein Wunder! Denn diese Sprache und ihre Ausbreitung wird durch so vielerlei und kräftige Mittel und Wege befördert, deren sich keine andere zu erfreuen hat. Die Hauptsache ist, daß sie wegen des Zusammenhanges mit Österreich das Epithet der Geschäftssprache mit der ungarischen teilt. So schreiben alle Bergkammeralstellen deutsch, das ungarische Militär hat ein deutsches Reglement, wird deutsch exerciert, correspondiert in allen seinen Branchen. Alle Postämter tun desgleichen. Wie viele hunderttausend Individuen müssen schon deshalb deutsch lernen, um ihr Fortkommen zu sichern; die ungarische Hofkanzlei ist in Wien, alle dabei Angestellten lernen deutsch, und der Zufluß des ungarischen Adels sowohl als auch aller Causanten und Bittsteller nach Wien ist ununterbrochen groß...« — Wir können noch ergänzend hinzusetzen, daß auch das Freimaurertum, das von Wien aus langsam auch in Ungarn Eingang findet, als amtliche Sprache das Deutsche verbreitet. Und während im Lande noch kein ungarisches Theater spielt, blüht das deutsche Theater in den Städten deutscher Färbung und die deutsche Thalia erfreut sich sogar der Unterstützung ungarischer Magnaten.

In einer solchen Atmosphäre konnte sich auch die Schule — an und für sich eine recht konservative Institution — vor den neuen Forderungen der Zeit nicht verschließen und mußte mit der Aufklärung Schritt haltend nebst Geographie und Naturgeschichte auch die neueren Sprachen, das Französische und das Deutsche, in ihren Lehrplan aufnehmen. Überall geschah die Einführung des Deutschen als eine unumgängliche Notwendigkeit unter von außen kommendem Einfluß.

Zuerst überblicken wir kurz die Bestrebungen der Wiener Regierung zur Verbreitung der deutschen Sprache. Der Reichstag überließ nach 1715—22 den Ausbau des Schulwesens völlig der königlichen Initiative. Der König, d. h. Wien, träumte schon damals von einer starken Zentralmacht, die in der ganzen Monarchie von einer einheitlichen Amtssprache kräftig unterstützt werde. Die Jugend des katholischen Adels studierte damals in den sog. Convicten (Schülerheime unter geistlicher Führung). Bereits von 1756 ab wird in diesen eleganten und modischen Erziehungsanstalten in Tyrnau, Leutschau u. a. m. auch das Deutsche gelehrt. Mit ähnlichem Eifer will der Wiener Hof das Deutsche der katholischen Geistlichkeit beibringen. In der Hauptstadt selbst dienen diesem Zweck große Anstalten. Die Ritterakademie »Collegium Theresianum« erzieht die Söhne des katholischen Hochadels. Die jungen Grafen Apponyi, Batthyány, Hadik und Erdödy bringen es so weit, daß sie deutsch Gedichte und Aufsätze schreiben können. 1772 — im Geburtsjahr der modernen ungarischen Bildung — verfaßt ein Graf Apponyi das Gedicht: »Germanien frohlocket über den Wachstum ihrer Dichtkunst.« Durch die Gründung der kgl. ung. Leibgarde findet Maria Theresia ein Mittel, auch die Söhne des Landadels

an sich zu ziehen. Der berühmteste Gardist, Georg Bessenyei, dessen Auftreten gerade mit der bedeutungsvollen Jahreszahl 1772 bezeichnet wird, beherrscht bald beide Sprachen vollkommen und schreibt deutsche Bücher. Es ist nur natürlich, daß auf der 1763 aufgestellten wirtschaftlichen Hochschule (»Collegium Oeconomicum« in Szenc) alle Gegenstände nur deutsch vorgetragen werden und daß die erste einheitliche Regelung des ungarischen Schulwesens, die »Ratio Educationis« (1777) sich der deutschen Sprache stark annimmt. Man soll Gelegenheit geben, heißt es darin, daß jeder Schüler bereits in der Volksschule deutsch lernen könne. Und warum nicht auch? Das Deutsche ist die Sprache der siegreichen Aufklärung und nur der aufgeklärte Mensch (der also notwendigerweise auch deutsch kann) ist ein wirklich nützlicher Bürger des Staates.

Die katholischen Schulen waren in den Händen der Orden. Die Jesuiten nahmen keine neuere Sprache in den Lehrplan auf. Indessen gingen ihre Schulen 1773 in die Hände anderer Orden über. Die »Norma Studiorum« der Piaristen (1766) sagt ganz klar: »Die schriftlichen Aufgaben sind in allen Klassen in ungarischer und deutscher Sprache vorzunehmen, damit die Schüler mit dem Lateinischen gleichzeitig auch diese Sprachen erlernen, da letztere in unserem Land sehr nützlich ist (»hungaricam et germanicam etiam linguam, quae admodum necessaria in Regno nostro est«).

Viel mehr Einzelheiten kennen wir aus dem Leben der großen reformierten Kollegien der Zeit, die damals ganz selbständig schalteten und walteten.

Die erste Spur der deutschen Sprachpflege auf ungarischem Boden überhaupt fand ich in Siebenbürgen. (Siebenbürgen ist eben seit 1681 Großfürstentum und untersteht unmittelbar Wien!) Sie hängt mit den allgemeinen Bildungsbestrebungen des Hochadels zusammen: Graf A. Teleki erteilt 1732 dem Rektor des Kollegiums in Marosvásárhely den Auftrag, er möge Vorsorge treffen, damit der junge Graf und andere adlige Jünglinge deutsch lernen können. So wird das Deutsche als außerordentlicher Gegenstand eingeführt. Die nächste Angabe stammt aus dem Jahre 1763. Baron Franz Wesselényi entläßt den Hofmeister seines Sohnes, Johann Mayer aus Colmar. Das Kollegium nimmt Mayer in seinen Dienst und er gibt nun deutschen und französischen Unterricht, im ganzen 12 Stunden in der Woche. Mayer wird von Joh. Gottfried Schenker abgelöst. 1773 kommt der Hugenottensprößling Isaak Hauchard aus Göttingen nach Marosvásárhely. Er gab das Deutsche mit lateinischen Erklärungen, wie es damals üblich war. Wir erfahren auch, daß er mit seinen Schülern Gellerts Briefe las.

Auch in Kolozsvár (Klausenburg) wird das Deutsche mit Hilfe des Hochadels eingeführt. Hier tritt 1769 der Hofmeister des Baron Nikolaus Wesselényi d. Ä., Daniel Cornides, der spätere Geschichtsschreiber, ins Kollegium als Deutschlehrer (»publicus linguae germanicae praeceptor«). Wie man sich im Allgemeinen zu der neuen Sprache stellte, zeigt ein Schreiben des Oberkonsistoriums an das ref. Kollegium in Nagyenyed vom 15. Dez. 1771.: »Das Oberconsistorium fand es für gut, daß man den Deutschunterricht auch in Nagyenyed einführe, da — nimmt man die weltlichen oder die geistlichen Berufe — das Beherrschen von Sprachen, besonders heutzutage, unschätzbar ist. Im politischen und militärischen Fach machen

nur diejenigen Fortschritte, die fremde Sprachen können, darunter in erster Linie das Deutsche. Was die geistliche Laufbahn betrifft, so ist es von Nutzen, wenn die Studierenden, die an fremde Akademien gehen, deutsch können.« Das Lateinische verliert von Tag zu Tag auch in der Wissenschaft mehr an Bedeutung, die ungarischen Besucher der deutschen Universitäten müssen deutsch können, nicht so wie früher.

In Debrecen wird 1769 — wohl nicht ganz ohne amtlichen Druck von oben — Georg Ajler, wahrscheinlich deutsch-ungarischer Abstammung, beauftragt, Deutschunterricht zu erteilen. Die Studenten der Stadt gingen auch in die deutschen Städte der Zips und nach Preßburg gerne »auf deutsches Wort«. In der anderen kalvinistischen Schulstadt der Theißegend, Sárospatak, wird das Deutsche bereits 1759 amtlich eingeführt, damit die adelige Jugend in der Beamtenlaufbahn keinen Schaden erleide. Gottfried Christian Besach aus Leutschau ist der erste Deutschlehrer. Von 1755—1769 gibt es wieder nur Privatlehrer. Von 1769 an versehen den Unterricht abwechselnd Wiener, Siebenbürger Sachsen und auch Ungarn, die in Deutschland studierten.

Anstatt die trockenen Angaben noch mehr zu häufen, sei nun auch über den Deutschunterricht selbst etwas gesagt. Der große ungarische Gelehrte, Matthias Bél in Preßburg schrieb für die ungarische Jugend 1718 eine deutsche Grammatik. Als aber das Deutsche in den Schulen erscheint, ist bereits Gottsched die oberste Autorität für Sprache und Stil. Alle deutschen Schulgrammatiken in Ungarn beruhen bis 1780 und noch darüber hinaus auf seiner »Sprachkunst«. Man übersetzt diese führende Grammatik ins Lateinische, da man damals alle Gegenstände lateinisch lehrte. Erst 1780 kam Joh. Aug. Kratzer auf den Gedanken, daß es natürlicher und leichter wäre, das Deutsche den Schülern mit Hilfe der Muttersprache beizubringen. Auch seine ungarisch geschriebene Grammatik folgt Gottscheds Spuren.

Reizvoll wäre nun zu erfahren, mit welchen methodischen Griffen und mit welchem Erfolg man damals das Deutsche in den Schulen betrieb. Die Schulgeschichten lassen uns hierin nur spärliche Einblicke tun. Im 18. Jahrhundert drangen in den festgefügtten Lehrplan des klassischen Gymnasiums neue Gegenstände, wie Geographie, Naturgeschichte und neue fremde Sprachen ein. Die Eindringlinge erwarben anfangs neben den hochgeschätzten griechischen und lateinischen Studien noch kein volles Bürgerrecht, und fanden im überfüllten Stundenplan kaum Platz. (Schon damals erhob man das Wort gegen die Überbürdung!) In Marosvásárhely z. B. sollte der Deutschlehrer um fünf Uhr früh beginnen, was den Erfolg des Unterrichtes wesentlich beeinträchtigte. In Sárospatak war es auch nicht viel anders. Auch hier beklagte sich der Deutschlehrer wegen der allzufrühen Unterrichtszeit: die Schüler müssen im Winter die Kerzen selbst mitbringen, das frühe Aufstehen und die Unkosten tragen aber nur dazu bei, daß der ohnehin nicht große Eifer im Deutschlernen stark nachläßt. Wir müssen auch wissen, daß die Schüler den neuen Gegenstand als eine neue unnütze Last empfanden, zumal es die Sprache des gehaßten Wiener Hofes war: sie waren nicht immer so einsichtig, wie die um die Zukunft ihrer Kinder besorgten Eltern.

Dazu kam noch, daß die Schulbücher meistens nur in ungenügender Zahl zur Verfügung standen, die Lehrer aber oft wechselten, und schließ-

lich, daß die Lehrer selbst nicht wußten, wie man eigentlich eine neue Fremdsprache unterrichten sollte. Man teilte die Grammatik willkürlich unter die Klassen auf, so daß man in der ersten Klasse z. B. nur das Lesen und Schreiben, in der zweiten die Haupt- und Beiwörter, in der dritten die Zeitwörter usw. lehrte. Im Allgemeinen verfolgte man im Deutschunterricht ausschließlich praktische Ziele, die Schüler sollten richtig schreiben lernen. Kulturkundliche und literarische Gesichtspunkte wurden nicht berücksichtigt. Die lateinische Unterrichtssprache hinderte den richtigen Kontakt zwischen Lehrer und Schüler, war aber notwendig, da die meisten Deutschlehrer nicht ungarisch konnten. Man trachtete auch vielerort danach, ungarische Lehrkräfte zu beschaffen und schickte zu diesem Zwecke gute Studenten an deutsche Universitäten zur Weiterbildung.

Von dem Unterrichtserfolg können wir uns kein klares Bild mehr verschaffen, indessen darf man ihn nicht sehr hoch einschätzen. Die Schüler lernten gerade nur soviel, daß sie, falls sie nach Deutschland kamen, sich nicht mehr mit den Elementen der Sprache abzumühen brauchten, oder sich auch zuhause weiterbilden konnten. Viel mehr erreicht, um ganz ehrlich zu sein, auch die heutige Schule nicht. Soviel steht fest, daß es 1784, als Josef II. die deutsche Amtssprache in Ungarn einführte, bereits viele junge Männer gab, die sich in der Fremdsprache zurechtfinden konnten. Ein Zeitgenosse schreibt diesen Erfolg allerdings nicht den Schulen zu, sondern läßt ihn vor allem als eine Folge der eifrigen Lektüre von interessanten, abenteuerlichen, nicht selten auch erotischen deutschen Romanen erscheinen.

Die Gebildeten sahen im Deutschlernen vorläufig nur ein Bildungsproblem. Erst die Sprachverordnungen Josefs II. ließen klar erkennen, welche Gefahr es birgt. Die Einführung der deutschen Amtssprache schuf auch im Deutschunterricht eine völlig neue Lage: das Deutsche wurde in jeder Schule als Pflichtfach eingeführt und sollte noch eifriger betrieben werden, bald aber überhaupt die Unterrichtssprache statt des Lateinischen sein. Andererseits erwachte aber gegen die aufgedrängte Fremdsprache auch ein starker Widerwille, der sich nach Josefs Tod in heftigen Kundgebungen entlud.

Dies alles aber gehört bereits in das nächste Kapitel der Geschichte der deutschen Sprachpflege in Ungarn.

DAS OBERE THEISSUFER, DAS LAND MEINER KINDHEIT

VON SIGMUND MÓRICZ

Mein Leben hindurch begleitete mich das beseligende Glücksgefühl, daß ich eine so schöne Heimat hatte, wie es dergleichen nur im Märchen gibt.

Ich schämte mich vor meinen Kindern, daß ich ihnen nicht eine so vollkommen vorschriftsmäßige, prächtige Heimat sichern konnte. Sie wurden hier in Budapest geboren, und wuchsen hier auf. Budapest ist die schönste Stadt der Welt, und auch die Gegend, wo sie auf die Welt kamen, war eben nicht übel: es war ein Stadtteil mit Gartenanlagen, dort bei der Ludovika-Akademie, mit dem Botanischen Garten uns gegenüber, und dem Volkswäldchen in der Nähe. Und wohin immer wir einen Ausflug unternahmen, immer konnte man sie in schönere Gegenden führen: auf den Blocksberg, Schwabenberg, an das Ufer der Donau, nach Leányfalú . . .

Aber im Vergleich zu all dem ist Csécse dort am Theißbrücken, am Ufer der blonden Theiß eine Zauberinsel. Dieses kleine Dorf mit seinen sechzig Häusern, von Obstbäumen umstanden, von Zwetschkenhainen umgeben, so daß man — kam man mit dem Wagen angefahren — von weitem nichts anderes sah, als einen Obstwald, und mitten darin einen prächtigen Holzturm mit einem Knauf darauf.

Dieses Dorf ist unendlich sauber und ein richtiger Kindergarten.

Ich weiß allerdings nicht, warum die Erwachsenen dort bleiben, wenn sie bereits erwachsen sind, — aber für die Kinder ist es ein Paradies. Vielleicht leben die Eltern nur ihren Kindern zuliebe bis zu ihrem Tod dort, in dem kleinen Dorf, dessen Gemarkung sechshundert Joch ist . . .

Unser Haus stand am Ende des Dorfes. An dem einen Ende das der Familie meines Vaters, am anderen das meiner Mutter. Öffnete man die Tore, so konnte man von jedem Hof das ganze Dorf überblicken, bis zur Kirche, die in der Mitte stand. Es mag eine Entfernung von sechs-sieben Häusern gewesen sein, von beiden Enden des Dorfes. Man darf nicht an zu große Höfe denken, waren es doch karg bemessene Hörigengrundstücke, Urbarialbesitz. Denn hier gab es seither weder Bodenverteilung, noch eine Vergrößerung der Grundstücke. Noch stehen die Häuser dort, wie zu der Zeit, als der Vater meines Großvaters sich vermählte, als Lukas Franz Mórutz 1807 die edelgeborene Maria Pap zur Frau nahm. Mit ihr erhielt er am Ende des Dorfes gegen Kóród zu jenen Baugrund, der bis auf den heutigen Tag jenem am anderen Dorfende gegenüber liegt, das sich die Tochter des Predigers Nyilas, die verwitwete Frau Pfarrer Pallagi erwarb.

Diese beiden entgegengesetzten Pole nun waren es, die zu einander fanden. Scheinbar war es Gottes Fügung, daß diese beiden Endpunkte das Dorf verbinden sollten, um eine Familie ins Leben zu rufen, die nur die Zeit abwartete, als ich das Glück der Kindheit hinter mir hatte, als ich sechs Jahre alt war und

aus dem Dorf auf und davonflog, in noch härtere, kargere Landschaften, schließlich nach Budapest.

Für mich aber war es eine unsäglich große Gnade des Himmels, die mir zuteil ward, daß ich die ersten sechs Jahre meines Lebens in Csécse verbringen konnte.

Dreiundsechzig Jahre vergingen seither, doch wenn nur das Wort auf Csécse kommt, fühle ich mich schon heiter, leicht und sangesfroh, wie eine Lerche.

Meine erste große Erinnerung ist die Überschwemmung.

Ich mag vier Jahre alt gewesen sein. An einem Frühlingsmorgen, — es kann nur im Frühjahr gewesen sein, weil es nur dann Überschwemmungen gibt — kurz, ich erinnere mich noch daran, daß das Wasser in unseren Flur drang. Ich weiß, ich entsinne mich dessen genau, daß ich mich auf den Grundbalken stellte, und über dem Wasser stand. Der Grundbalken war am Rande des Flurs, auf dem die hölzernen Tragbalken der Dachtraufe ruhten. Dieser Balken nun mag nicht viel dicker gewesen sein, als eben jener Baum wird, den die Menschen, die sich ein Haus bauen, zu einer so schlichten Arbeit für stark genug erachten. Und dennoch : stellte ich mich darauf, so konnte ich den Pfeiler trockenen Fußes umarmen, und das Wasser im Hof überblicken, insbesondere nach hinten, dem Garten zu.

Seither fühle ich mich stets nur um so viel höher über der brausenden Flut der dahinstürmenden Wasser. Ich stehe auf jenem Grundbalken in Csécse, und blicke über die Flut . . .

Mein Vater kam von irgendwoher und riß mich in die Arme.

— Überschwemmung, mein Kind !

Lachend warf er mich hoch und fing mich wieder auf.

— Die Theiß drang bis zu uns herauf !

Ja, die Theiß war der Hauptgott unseres Dorfes, ein Überrest des aus dem Osten mitgebrachten Heidentums. Die Theiß war alles. Man konnte hier nicht eine halbe Stunde reden, ohne daß die Theiß nicht erwähnt worden wäre. Die Theiß war es, die man liebte, vor der man sich fürchtete. Die Theiß war es, die das bitterlich wenige, das man besaß, nahm, und die unglaublich viel Nutzen und Freude brachte.

Ohne die Theiß hätte man nicht einen Tag leben können, — da man ihr Wasser auch trank. Mit irdenen Krügen gingen die Mädchen an die Theiß, um ihr schönes, blondes Wasser zu holen. Wer vom Wasser der Theiß trank, sehnt sich sein Leben lang nach ihr . . . Ja, man sehnt sich zurück. Und aus der Theiß brachte man auch Fische. Wir aßen gerne Fische. Man hatte uns gelehrt, daß der Fisch die köstlichste aller Speisen sei. Und ich halte es auch heute noch so. Fleisch esse ich seit langem nicht mehr, aber Fisch ist kein Fleisch ! Das Verzehren des Fisches war bei uns keine Mahlzeit, — sondern Schneid. Wir verstanden uns auf das Essen der knusprig gebackenen kleinen Zigeunerfische, so daß uns die Gräten nichts anhaben konnten. Und auch später, ferne von der Theiß, in Landschaften, wo es kein Wasser und keine Fische gab, kam Vater stets mit strahlendem Antlitz heim, wenn er uns einen Fisch bringen konnte. Doch versäumte er es nie zu bemerken, daß dieser mit denen der Theiß nichts gemein hätte. Und er erzählte uns von den großen Fischfängen am Halványos . . . So durchlebte ich an der Seite meines Vaters den Geist der Zeit, in der der Urmensch nur von Beute lebte. Er nahm sich, was die Erde hervorbrachte, was er dem

Wasser abringen und seinem Nächsten nehmen konnte. In mir lebt noch immer die Erinnerung meiner Kindheit, als hätte ich unter meinen Altvorderen gelebt, die Fischer und Vogelfänger waren. Sehe ich im Museum die Eier eines Wasserruhnes oder anderer Wildvögel, so klopft mein Herz auch heute noch höher, als hätte ich einen Korb voll Edelgestein gefunden. Der Gründling, Zigeunerfisch, Hecht, Wels sind Steigerungen der Lebensfreuden. Schlehen, Holzbirnen, Hagebutten, Kornelkirschen, die kleinen, runden Zwetschken, — ach, je dürftiger und schlichter die Früchte aus Wald und Heide sind, umso besser schmecken sie. Die Pilze, Himbeeren und der Honig, sind die Krone von allem; der frische Wabenhonig, um den ein ganzer Bienenstock ausgeräuchert werden mußte; und dennoch kam es vor, daß einem eine Biene in die Zunge stach . . . Dies sind die größten Wunder und Freuden!

Ich kann es niemandem erklären und glauben machen, am wenigsten meinen Kindern, welch eine überirdische Freude all dies bereiten konnte.

Wie könnten sie sich auch solcher Kleinigkeiten freuen, da sie doch an die Schaufenster von Budapest gewöhnt sind. Und hat man Geld, so kann man hier aller Wunder der Welt teilhaftig werden.

Mir aber war es noch gegeben, die Freuden des Urmenschen kennen zu lernen. Wenn der Lenz kam, und auf dem Theißdamm die Veilchen blühten, — war das wieder eine betäubende, schier ungläubliche Freude! Nur noch eine Freude gab es, die noch größer war: daß neben den Veilchen auch Saurampfer wuchs, und daß man die schönen, großen, glänzenden Saurampferblätter abreißen, in der Faust sammeln, und in die ganze Handvoll auf einmal beißen konnte. . . Und gar später, als der Saurampfer hoch über das Gras empor schoß, das war erst die richtige Freude! . . .

Ein Naturkind ist von einer Anspruchslosigkeit, wie sie ein Stadtkind nicht mehr kennen kann. Bis auf den heutigen Tag liebe ich alles nur, wenn es im besten Gedeihen ist. Mir scheint es eine Unmöglichkeit, das Ferkel zu Neujahr essen zu wollen. Daß man die Primeurs, die vorzeitigen Früchte für einen größeren Genuß halten soll, als Früchte und Speisen in ihrer vollen Reife, kann ich nicht begreifen.

Es bereichert den Menschen ungläublich, wenn er im Leben von unten aufwärts steigt. Wenn er in der Tat die Entwicklungsstufen der menschlichen Kultur durchlebt.

Ich betrat diesen Weg bei der Überschwemmung. Vater setzte mich in ein Boot und fuhr mit mir über die Wasser dahin bis auf die Theiß, die nach dem Volksglauben abgrundtief war. Unserer Ansicht nach mußte sie es erst recht sein: hatten doch zwei meiner Großväter ihren Tod in der Theiß gefunden. Und dennoch war ich stolz und glücklich, daß ich mich in einem Boot auf dem gefahrvollen Wasser befand, und mir der Fluß nichts anhaben kann, weil mein Vater dabei ist. Dieses Gefühl brachte mich dem Wasser so nahe, wie ihm nur Kinder alter Schifferfamilien am Meeresstrand nahe stehen können.

Wie ich nun durch die persönliche Freundschaft mit dem Wildobst die Urwelt kennen lernte, in der der Mensch, in Wald und Flur lebend, den Bäumen, Sträuchern und der Tierwelt seine Beute abrang, so sog ich auf der Theiß die Beziehungen des Menschen, des Wassermenschen, des Fischers und Schiffers zu dem ältesten Element in mich auf. Denn die Erde — ist eben Erde: sie ist. Aber das Wasser, das viele Wasser, das große Wasser, das ist etwas anderes, etwas höheres, gefahrvolleres: es ist das unfaßbare Nicht-Sein.

Dem erst folgten die höheren Stufen der Entwicklung : an einem frühen Herbstmorgen nahm mich Vater aus dem Bett ; mit der Morgendämmerung erwachte das Dorf, begann mit der Morgendämmerung sein Leben, und das war das richtige, der erste Eindruck, das erste Gefühl, der erste Wille, das morgendliche Leben.

Da trägt mich Vater hinaus, hinter das Haus. Dort ist eine große Herde. Vater hatte eine ganze Herde Kälber gekauft, und sie brüllten laut, dort hinten im Garten, der schon ganz leer war, weil man seinen Ertrag bereits eingebracht hatte. Er setzte mich auf den Rücken eines Kalbes, und rief : »denné ne!« Und als mein Körper mit dem warmen Tierleib in Berührung kam, war mir, als würde aus ihm ein Funken überspringen : seither fürchte ich mich vor keinem Tier mehr, vor keinem vierbeinigen. Diese vielen, großäugigen Rinder waren so zutraulich zu mir, der ich so klein war, kaum größer, als der Kopf eines der Tiere ; ich saß auf ihrem Rücken, schlug mit einer kleinen Peitsche auf sie ein, und sie taten mir nichts zuleide ; da fühlte ich, daß der Mensch Herr über viel größere Leiber und Massen sein kann.

Der Herbst kam. Csécse war von Zwetschkenhainen umgeben. Man nannte die Obstgärten so, weil die meisten Bäume Zwetschkensäume waren. Eigentlich waren auch der Apfelbäume nicht weniger ; es gab auch Birnen, doch nicht mehr so viele, weil die Birne offenbar kein guter Handelsartikel war. Also die Zwetschkenernte. Diese blauen, bereiften Früchte können die Kinder richtig verliebt machen. Es gab der Pflaumen so viele, daß das ganze Dorf eine Woche hindurch Pflaumenmus kochte. Ja noch mehr : Wochen hindurch. Einer kam und half dem anderen. Damals hörte ich die schönsten Märchen : und es wurde gesungen, viel und schön gesungen. Und die herrliche Erinnerung an das Feuer, das die ganze Nacht hindurch unter den Kesseln brannte ! Man rührte das Mus mit langen Holzlöffeln, und das ganze Dorf war außer sich vor Heiterkeit und Übermut.

Auch die anderen, so oft besungenen Wunder : die Röstung des Hanfes, das Brechen, das Maisrebeln, die Getreideernte. Bei uns wurde das Getreide noch mit Sichel geschnitten, damit keine einzige der goldenen Weizenähren unter der Sense verloren gehe, war doch die Gemarkung so klein ! Das Einfahren des Getreides : oben zu sitzen auf den mit struppigen Weizengarben hoch beladenen Wagen, fast in Turmhöhe. Dann das Dreschen. Man drosch noch mit Flegeln in den Scheunen oder mit Pferden auf den Tennen.

Und ich war der Glückliche, dessen Vater als erster eine Dreschmaschine erstand.

Als dann Vater gar auch eine Mühle besaß ! Ja, auf der Theiß gab es Mühlen, dort wurde aus dem prächtigen roten Weizen das herrliche weiße Mehl gemahlen. Die einzige Mühle des Dorfes gehörte uns. Mit einem Wort, ich hatte das Gefühl, als stände ich irgendwo inmitten des Lebens ; und um mich herum, mir zu liebe, ginge das Bereiten der Nahrung für die ganze Welt vor sich.

Was für ein großes und erhebendes Gefühl das war ! Unaufhörlich fühlte ich es während meines ganzen Lebens.

Denn in diesem Gefühl war etwas Erhebendes. Schon stand ich über denen, die die Wildvögeleier aus dem Röhricht holen. Es verlor dies immer mehr an Bedeutung, weil es mir bereits als Kind bewußt wurde, daß es etwas viel höheres, mächtigeres ist, mit hochbeladenen Getreidewagen, riesigen Schobern, ratternden, polternden Maschinen noch bessere, wertvollere Nahrungsmittel herzustellen.

Die Farbenfreudigkeit und Wärme der ersten kleinen Eindrücke nahm nicht ab, die tiefinnerliche Geneigtheit zu den Beeren und dem kriechendem Getier ; aber als ich auf dem Rücken des Kalbes saß, kam die Fortsetzung : ich fühlte mich groß anwachsen, fühlte meine Macht, Herr über große Massen zu sein !

Auch wir selbst nahmen zu. Zuerst hatte ich nur einen Bruder, Stephan. An eine Zeit, in der Stephan noch nicht war, erinnere ich mich nicht, war er doch kaum zwei Jahre jünger als ich. Dieser Stephan gehörte mir, er unterstand meiner Gewalt, er gehörte einfach dorthin, ich konnte mit ihm machen, was ich wollte . . . Dann kamen die kleineren. Es kam Desider, es kam Nikolaus . . . eine ganze Schar. Und es war ein Gewimmel, ein Lärm : Kinder weinten, sangen, kreischten, lachten, rauften, erhoben Ansprüche, und da sie sich zankten, konnte man ihnen nehmen, was sie besaßen : über das Glücklichein und das Machtgefühl, das damals in mir war, freute ich mich dann mein ganzes Leben hindurch.

Denn schon in der Kindheit gelangen Fähigkeiten und Eigenschaften, die dann das vollgültige Menschenleben weiter entwickelt und vervollkommnet, zur Geltung.

Doch kann einem Menschen nur ein kleines Dorf diese vollkommene, — fast möchte ich sagen — geologische Entwicklung geben, und auch dort nur eine Familie, die wie unsere, den Mittelpunkt bildet.

Das Theißufer mit seinen Weidenbäumen ist die älteste Landschaft ungarischen Lebens.

Schon zur Zeit der Landnehmer war es so bewohnt, wie heute. Tatarische Horden und Osmanenkrieger gelangten nie bis hierher. Die Dörfer blieben an demselben Ort, in gleicher Entfernung von einander bestehen, wie sie zu jener Zeit waren, als die ersten Aufzeichnungen gemacht wurden, also zur Zeit vor tausend und vielleicht noch mehr Jahren. Und es ist die gleiche Rasse ; Samen für die Zukunft.

Eine Steuerkonskription aus dem 16. Jahrhundert, aus der Dózsa-Zeit, kam mir in die Hand. Aus ihr wird die fast ans Wunderbare grenzende Tatsache ersichtlich, daß das Verhältnis zwischen Csécse, das heute ungefähr 371 Seelen zählt und den beiden Nachbardörfern, Milota mit seinen 1030 Einwohnern gegen Osten und Kóród gegen Westen, dessen Einwohnerzahl 1195 beträgt, seit fünf-hundert Jahren unverändert blieb.

Ich wurde auch jener Überlieferungen teilhaftig, die fünf-hundert Jahre alt sind, oder tausend, oder dreitausend, und die mein Volk, mein Geschlecht seit Jahrtausenden bewahrten und vererbten. Diese Überlieferungen konnten meine Kinder nicht mehr empfangen. Budapest ist eben nicht Csécse.

KADARWEIN VON SZEKSZÁRD

VON MICHAEL BABITS

Der Nebel ist ungeheuer, die Generalwiese versank ganz darin. Blicke ich durch das Fenster, so sehe ich nur eine unendlich große Wasserfläche, einem geheimnisvollen Plattensee gleich, dessen anderes Ufer im Dunkel verschwindet. Ich bin nicht mehr in der Stadt, und meine Vorstellungskraft kann frei dahinflattern; die Häuser sind verschwunden und ich zeichne an ihre Stelle, was mir beliebt. Augenblicklich stehe ich in meinem Weinberg von Szekszárd, der Mittelpunkt und Ruhestätte der ersten Hälfte meines Lebens war. Es gibt wenigstens nichts, was bezeugen würde, daß ich nicht dort stehe. Dieser Gedanke beginnt zu scheinen, wie die Sonne: die Nebel zerreißen plötzlich. Lang ist es her, daß ich dort war, und das letzte Mal gereichte es mir nicht zum Trost: es ist nur mehr die eine Hälfte des Weingartens da, die andere Hälfte gehört Fremden; das Kelterhaus geht vernachlässigt zugrunde, der Mörtel bröckelt ab, und die Schindeln fallen von Dach. Ich getraue mich nicht, nach rückwärts zu blicken, denn ich fürchte es zu sehen; aber ich fürchte auch, es nicht zu sehen. Die Weinlese ist vorbei, und ich weiß nicht mehr, wann ich zum letzten Mal bei einer Weinlese war. Indessen schwebt mir ein anderes Bild vor: ich nehme nun an einer Weinlese teil, weil meine Erinnerung diesen Film dreht, und wie auf einer grauen Leinwand erscheinen die farbenfrohen Lichtbilder auf dem Nebel.

Es geschieht nicht ganz aus freiem Antrieb, daß ich diesen Film wählte. In meiner Morgenpost fand ich ein dünnes Heft, einen Sonderabdruck, den ich mit begieriger Freude sofort las: es war eine Studie über den Kadarwein von Szekszárd von Raimund Rapaics, dem großen Wissenden um die ungarischen Gärten und das ungarische Obst. Diese Lektüre erweckte in mir die Erinnerung an die Weinlese. Ich erfuhr daraus viel; unter anderem, daß der Name Kadar aus »Skutari« stammt, d. h. geradewegs aus Kleinasien. Die Raitzen nannten Skutari Skadar, und auch der Kadarwein hieß ursprünglich Skadar, und die Raitzen waren es, die ihn nach Ungarn brachten. Er kam von dort, woher einst vielleicht auch meine Vorfahren gekommen waren, wenn dem so ist, daß auch mein Name raitzischer Herkunft ist. Aber wie dem auch immer sei, der Kadar ist ein ungarisches Getränk, ja noch mehr: ein adeliger ungarischer Trank, der Dichtung der Berzsenyi und Vörösmarty gleich. Auch die Weinlese ist ein adeliges ungarisches Fest, obwohl ich nicht mehr die Weinlesen »Himfys« auf dem aufleuchtenden Film meiner Erinnerungen sehe. Der steinerne Tisch vor dem Kelterhaus ist noch der alte, aber die um den Tisch sitzen, sind die zu Beamten herabgekommenen Enkel der einstigen stolzen ungarischen Edelleute, denen vom alten Grundbesitz nichts anderes mehr übrig blieb, als ein kleines Stück Weingarten...

Unter meinen Füßen schwindet auch dieses letzte Stück Boden dahin... Und dennoch erweckt in mir die Erinnerung an die Kadarweinlesen in Szekszárd nicht das Gefühl der Vergänglichkeit. Vielmehr das einer geheimnisvollen Beständigkeit, die in der Tiefe alles Vergänglichen schlummert. Denn vergebens

schwindet der Berg unter meinen Füßen dahin, — es ist nichts weiter, als ein Taumel : in Wirklichkeit stehe ich auch heute noch auf jenem Berg, auch die Weinlese dauert seither noch immer ; und dies ist die echte Wirklichkeit und Beständigkeit. Ich sehe das Paradies meiner Kindheit viel klarer vor mir, als jene Orte, wo ich gestern verweilte. Fast will es mir scheinen, als würde ich nicht die Landschaft von Szekszárd auf den Nebel der Generalwiese vorführen ; im Gegenteil : diese in Dunkelheit gehüllte Generalwiese, die von weit her gespensterhaft sichtbaren Häuser und die ganze Stadt Budapest sind nichts anderes, als das vergängliche und wandelbare Nebelschattenbild des launischen Schicksals, das höchstens zufälligerweise und zeitweilig meinem Blick die geliebten heimischen Hügel verdecken kann, die immer wieder dahinter auftauchen.

Sie zu beschreiben, — will ich bleiben lassen ; dies steht den Landschaftsdichtern zu, die das Land fast komitatenweise unter sich aufteilen. Es steht mir auch nicht im Sinn, die alten Weinlesen zu neuem Leben zu erwecken. Wie gesagt, das Kelterhaus sieht seither recht vernachlässigt aus ; den großen Bottich, der bis zum Dachbalken reichte, so daß man die Reben vom Dachboden aus treten mußte, benützt man nicht mehr. Übrigens werden die Trauben heute nicht mehr getreten, es gibt weit zeitgemäßere Verfahren, so daß auch unsere, einst so stolzen Pressen heute wie altes Gerümpel anmuten, gleich den veralteten Maschinen der Buchdruckereien. Heute könnte ich nicht mehr, wie in meiner Studentenzeit, die Verse des »Georgikon« skandierend behaupten, daß sich die Weinlese seit Virgil nicht geändert hätte : sehe ich doch auf den Bildern, die Rapaics seinem Büchlein beifügt, keine Butten mehr. Ob wohl noch jene liebliche Gebärde lebt, mit der die traubenpflückenden Mädchen sich hinter dem Holzbottich des bärtigen Mannes hoch aufreckend, ihre vollen Körbe in den Bottich schütteten ? Doch ist dies alles nicht wichtig : was es einmal gab, das lebt auch heute noch, denn aus dem Leben kann nichts verloren gehen, da das Leben in seiner Ganzheit eins ist, nicht anders, wie ein Land in seiner geschichtlichen Einheit. Wie es z. B. Ungarn ist. Aber mit den abgetrennten Gebieten !

Dies ist eben jene geheimnisvolle Beständigkeit, die in der Tiefe des Vergänglichen verborgen liegt. Die Seele lebt nicht in der Gegenwart : sie hat ihre Ausdehnung in der Zeit, wie die Gegenstände sie im Raum haben. Die Erinnerung rückgliedert nur alles, was in Wirklichkeit und rechtmäßig immer uns gehörte. Ich ziehe auf einem weißen Roß in der Vergangenheit ein, und erobere die Hügel von Szekszárd wieder zurück. Hier handelt es sich nicht mehr um wandelbare und zufällige Nebelbilder : ich stoße hier auf etwas, was überhaupt nicht mehr Zufall ist. Es ist die Urschicht, die mich mit meinen Urvätern verbindet, mit jenen Ungarn, die im Sinne Virgils vor ihren Weinkellern vergnügt die Gläser leerten. Mein Leben reicht über seine eigenen Grenzen hinaus. Der Kadar verbindet mich sogar mit den Raitzen-Ahnen, wenn ich solche überhaupt besaß. Weit reicht der Blick vom Weinberg in Szekszárd. In meiner Kindheit waren wir stolz darauf, bei reinem Wetter bis nach Kalocsa sehen zu können, jenseits des glänzenden Bandes der Donau. Blickte man aber durch eine Fernlinse, die man mit Bast an Haselruten festband, so konnte man noch weiter sehen. In Wirklichkeit aber sah ich ohne Fernlinsen viel weiter. Ich sah das einstige, ganze Großungarn von jenem Hügel, einem runden Hof gleich, um unser Gehöft im Weinberg. Und der Weingarten, der bis zu den Schranken reichte, und bis zu jenem Steinkreuz, das meine Großmutter errichten ließ, war ein winziger, aber lieblicher Schnitt davon. Die eine Hälfte des Weingartens gehört seitdem Fremden,

und auch gewisse Teile des großen Hofes, obwohl wir in diesen Tagen manches davon zurückerhielten. Für mich aber reicht der Weinberg auch heute noch bis zur Schranke und zu dem Steinkreuz, genau so, wie auch der große Hof von der Adria bis zu den Karpaten reicht.

Weit über diesen großen ungarischen Hof hinaus gegen Süden leben jene Raitzen, von denen der Kadarwein stammt; im Osten aber, weit, sehr weit weg — die Rumänen, bis zu deren Grenzen ich in so manchen Wintern verschlagen wurde; im Sommer aber kehrte ich immer wieder heim. Mein Weinberggehöft inmitten seines riesigen Hofes lag gerade auf den Querlinien des fernen Balkans. Doch bekümmerte mich dies nicht im geringsten: kam ich heim, so fühlte ich mich im Abendland, auf dem Boden uralter Kulturen, wo der Spaten aus dem Lehmboden römisches Gold an das Tageslicht fördert; auf dem Regal der Kammer im Kelterhaus mit ihrem gestampften Lehmboden aber, unter den Trauben, die zusammengeschrumpft von der Decke hingen, lag das Buch der Frau Sévigné in französischer Sprache, das Lesestück der lieben, alten Tante, die die Aufsicht über die Weinbergarbeiter hatte. Und in der Tat, es war ein vorbildliches Europa, das man hier fand, war doch sogar unser Aberglaube — Kultur. Wir hielten an der Zierde des Glaubens fest, obwohl unsere Weltanschauung freisinnig war; wir haßten die österreichische Soldateska, glaubten nicht an den Krieg, und verabscheuten den jüdischen Weinmakler nicht mehr, als es eben nötig war. Eigentlich war ich mit all dem unzufrieden und hielt die ganze Kultur für etwas rückständig. Und in der Tat: all dies hätte viel mehr in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts gepaßt, als zum Beginn des zwanzigsten; viel eher in 1840 als in 1900. Ich übertrug die Gedichte Verlaines, weil ich nur auf diese Weise fortschrittlich sein konnte, und weil von diesem Weinberg in gleicher Weise Fäden nach dem Westen führten, wie nach Skutari, und es hier außer dem Kadar auch andere Dinge gab, an denen man sich berauschen konnte. Ja, von hier konnte man weit blicken: in die fremde, gärende Gegenwart ebenso, wie in die heimische Vergangenheit.

Wohin einem aber kein Ausblick vergönnt war, das war die Zukunft. Und dies war ein großer Fehler. Dies war eigentlich der Grund, warum man in Szekszárd keinen Ausbruch machen kann, wie in Tokaj und Ménes. Die Witterung ist zu unbeständig, zu unsicher. Die Trauben können nicht auf dem Stock gelassen werden, denn es kommt ein Regen und sie verfaulen. Es ist ein großes Wagnis und gelingt nur selten. Die vom Regen getroffenen, erdigen Trauben zwischen dem kahl werdenden Laub bieten einen traurigen Anblick. Die dunklen Beeren, deren Inneres herabhängt, weil der Gußregen die dunkle Haut herunterriß, scheinen ausgeronnene menschliche Augen zu sein. Darüber fällt mir ein verdorbenes menschliches Leben ein, das in der Hoffnung auf Ruhe und schönes, gutes Wetter beginnt, gedeiht, an Geschmack zunimmt, zu süßer Reife gelangt, sich mit Muße auf eine reiche Ernte vorbereitet, durch langwierige Vorstudien, opferbereite Selbsterziehung sich vervollkommnend, um ein je besseres Ergebnis aufweisen zu können — und nun kommt plötzlich ein Krieg, eine Revolution, oder eine politische Krise, Landesteile werden abgetrennt, es gibt keine Arbeit und kein Brot; die Studien bleiben unvollendet, das Leben verkümmert dort, wo es zum Stillstand kam, und niemals reift die Frucht. Ich denke an unser aller verdorbenes Leben.

KUNSTGEWERBE

VON FRANZ MÓRA

Wir waren drei Jahre verheiratet, als es uns mit Gottes Hilfe bereits so gut ging, daß wir unser Hab und Gut mit einem Teppich vermehren konnten. Ich für mein Teil hätte ihn entbehren können, aber meiner Frau, — der Gattin des Dichters — ward es zum Überdruß, daß ich ihr immer nur die Perserteppiche der Träume vor die Füße breite. Gewiß sind auch diese schön, aber nur so lange, als sie frisch sind. Im dritten Jahr aber verlieren sie die Farbe, der Rand wird fransig, Motten zerfressen sie, hin und wieder finden sich auch Flecke daran, mit einem Wort, die Teppiche der Träume werden antik. Ist aber ein Teppich antik — so soll er wenigstens ein Perserteppich sein.

— Ich habe mir bereits einen in der Auslage angesehen — setzte die Frau die Frage auf die Tagesordnung. — Und er ist verhältnismäßig gar nicht teuer.

Ein dreijähriger Gatte ist damit bereits im reinen, was es bedeutet, wenn etwas verhältnismäßig gar nicht teuer ist. Das Herz wollte mir vor Schreck stillstehen.

— Für zehn Gulden kann man ein prächtiges Stück kaufen.

— Zehn Gulden! — fuhr ich entsetzt auf, waren doch zehn Gulden der fünfte Teil meines Gesamteinkommens. — Ich meine, die Perserteppiche hätte man für den König Darius erfunden.

— Man erhält ihn auch für Teilzahlung — setzte meine Frau ruhig fort.

Darauf entgegnete ich ganz still nur so viel, daß König Darius gewiß auch heute noch lebte, hätte er sich nicht zu Teilzahlungen überreden lassen. Doch sagte ich dies nur als Historiker und nicht als beteiligte Partei. Wozu einen Streit heraufbeschwören? Nach unserer Hausordnung besitzen wir allerdings beide das Stimmrecht, aber im Fall einer Stimmgleichheit entscheidet die Frau. So hielt ich es denn für besser, mich vor einer Abstimmung auf und davon zu machen. Ich suchte mein Stammschloß in der Darugasse auf.

Ich kam eben recht. Die Schloßherrin, — mein armes, altes Mütterchen — brachte eben vom Dachboden Stroh zum Heizen, doch war das Bündel so groß, daß es in der Dachbodentür stecken blieb.

— Hilf mir doch, mein Kind, den Kotzen herunterheben, denn ich kann weder ein noch aus! — rief mir Mütterchen zu.

Denn sie hatte das Stroh in einen Kotzen gebunden. Ich kannte den Kotzen seit meiner Kinderzeit, hatte man doch auch mich damit zugedeckt. Doch hatte ich ihm früher weiter keine Beachtung geschenkt.

Nun aber ließ mich die Gefahr, die in Gestalt von Teilzahlung unser Hauswesen gefährdete, aufhorchen.

— Mütterchen, — hob ich die gute Seele samt dem Stroh aus der Dachbodenöffnung herunter — könntet Ihr uns nicht diesen schlechten Kotzen schenken?

Selbstverständlich gab sie ihn mir und eine viertel Stunde später überreichte ich ihn meiner Frau:

— Bitte, hier ist ein echter alter Teppich !

— Woher hast du ihn denn? — sprang mir die Frau um den Hals.

— Das geht Dich nichts an, — sagte ich stolz — die Hauptsache ist, daß ich Deinen Wunsch, kaum daß Du ihn aussprachest, erfüllte. Ich bin eben so einer. So bin ich halt.

— Daß er alt ist, das sehe ich — streichelte die Frau den Kotzen mißtrauisch. — Aber sieh nur, wie sonderbar er geknüpft ist ! Fast möchte man meinen, er sei ein Lumpenteppich.

In Textilien bin ich auch heute noch nicht bewandert. Ich weiß nur so viel, daß einst das Leinen der Penelope in Arbeit genommen wurde, und mir scheint, daß die Handarbeiten, die die Frauen hervornehmen, wenn ein Nachmittags-gast im Hause ist, auf ähnliche Weise entstehen. Aber ich beruhigte die Frau, indem ich ihr versicherte, daß die Teppiche eben durch diese Art des Knüpfens an Wert gewinnen.

— Was für ein Teppich ist es denn eigentlich ?

— Ein Pusi-Teppich ! — erklärte ich mit Überlegenheit, und mir scheint, ich imponierte der Frau damit ungemein, und hatte doch der Wahrheit nicht Abbruch getan.

Denn den Teppich hatte Paul Pusi, ein hiesiger Kunstgewerbler verbrochen. Ich hatte ihn nicht mehr gekannt, doch hörte ich von ihm sagen, Gott hätte ihn zu einem Maler bestimmt, sein Vater aber hätte einen Weber aus ihm gemacht. (Im Gegensatz zu den vielen Malern, die Gott für Weber schuf.) Ich las die Lebensbeschreibungen berühmter Maler, aber nicht einmal Vasari hatte eine Ahnung von der Erfindungsgabe, wie sie Paul Pusi besaß. In seinen jungen Jahren malte er einmal die Geschichte des Helden Dobozi und seiner Gattin, wie er sie auf einem schönen alten Holzschnitt eines Kalenders sah. Im Hintergrund die brennende Burg, im Vordergrund Michael Dobozi in Lebensgröße auf einem weißen Roß, wie er eben im Begriff ist, die Mordwaffe in die schneeigen Busen seiner Gattin zu tauchen. Solche schneeige Busen aber, wie sie Paul Pusi malte, hatte die Welt noch nie gesehen. Und nun sollte der grimmige, wilde Mann mit seinem Dolch diese prächtigen Busen zerfleischen ? Paul Pusi hatte kein Herz, zu solcher Gottlosigkeit Helfershand zu leisten. Immerhin wollte er auch die historische Wahrheit nicht verletzen. Was hätte wohl ein Rubens oder Tizian in diesem Falle getan ? Paul Pusi machte nichts anderes, als daß er der Gattin Dobozi einen dritten Busen improvisierte, einen, um den es nicht schade ist, wenn er von einer Mordwaffe durchbohrt wird.

Wohin dieses sonderbare Gemälde geriet, weiß ich allerdings nicht, ich weiß nur soviel, daß der Meister dieses sein Lieblingsthema auch dann noch bevorzugte, als er den Malerberuf mit dem Weberhandwerk vertauschte. Und ich ersuche die einheimische Kunstkritik zur Kenntnisnahme dessen, daß jedes Tischtuch, jede Bettdecke, jeder Lumpenteppich, auf denen ein grimmig dreinschauender Mann ein Weib mit drei Busen mit sich schleppt, aus der Werkstatt des Webermeisters Paul Pusi stammt. In der Tat sind es viel eigenartigere Schöpfungen, als die Wandgoblins Gilles.

Dennoch muß ich gestehen, daß bis ich zur Erkenntnis des Kunstwertes meiner Errungenschaft gelangte, viel Zeit verging. Um die Kunstschöpfungen steht es irgendwie so, wie um die Frauen : es ist unbedingt ein gewisses Alter dazu nötig, daß sie ohne Interesse gefallen. Mir gefiel mein Teppich, weil ich ihn auch als Zimmerschmuck zu verschiedenen praktischen Zwecken verwenden

konnte. Als er als Goblin die Wand neben meinem Schreibtisch zierte, wischte ich meine Feder in das Gewand der Gattin Dobozis; und was mir von Nutzen war, schadete auch dem Teppich nicht. Er wurde dunkler. Als er reif dazu war, um als Teppich auf dem Boden zu dienen, mußte ich mich nicht davor fürchten, daß der häusliche Friede gestört wird, wenn die Zigarrenasche auf den Teppich fällt. Davon will ich gar nicht reden, wie ungemein stilvoll die Asche zu der brennenden Burg paßte! Dies wurde damals offensichtlich, als der Teppich zur Dienstleistung vor dem Ofen eingeteilt wurde.

Man muß wissen, daß ich mich beim Ofen nicht nur erwärme, sondern, daß ich beim Feuer des Ofens auch meine Zigarre anzurauchen pflege. Es steht mir fern, in diese ästhetische Studie auch persönliche Gesichtspunkte mischen zu wollen, daher will ich auf die Frage, welche Bestimmung des Ofens wohl wichtiger sei, des näheren nicht eingehen. Tatsache ist, daß meine Zigarre oft ausgeht und daß die Zündhölzchen stets in meiner anderen Jacke sind. Feuerzeuge gibt es allerdings ein ganzes Fach voll in meiner nächsten Nähe, doch kann ich sie nur mit einem Streichholz anzünden, wie auch meine Füllfeder nur dann zu gebrauchen ist, wenn ich sie vorher in die Tinte tauche. Man könnte allerdings um Zündholz in die Küche klingeln, doch hat dies nur so lange Sinn, bis der dienstbare Geist unseres Hauses bei uns noch nicht eine Woche überschritten hat und mit den lokalen Verhältnissen noch nicht im klaren ist. In der zweiten Woche beherrscht nämlich jede unserer Dienstmägde die Situation, und stellt sich taub, wenn ich klinge. Der Kuckuck weiß, woran sie es erkennen, aber sie erkennen es.

— Eilen Sie sich, Mari, man läutet! — sagt meine Frau.

— Ach, es ist nichts, nur der gnädige Herr läutet — erwidert Mari mit der Gelassenheit der gerechten Seelen und rührt sich nicht.

So kommt es, daß ich alle fünf Minuten vor dem Ofen niederhocke und meine Zigarre durch den Rost in die Glut stecke. Dies gelingt immer, das Anrauchen einer Pfeife aber ist schon etwas umständlicher. Denn bei dieser Gelegenheit geht nicht die Pfeife in den Ofen, sondern die Glut muß heraus, und so manche bleibt auch endgültig draußen. Freilich, nicht in der Pfeife, sondern auf dem Kotzen, der im Laufe der letzten Jahre infolge der verschiedenen Verfahren einen bedeutsamen Wandel durchmachte. Die Gattin Dobozis wurde zu einer Mohrin, und seine Burg war derart gründlich niedergebrannt, daß nur mehr hier und dort verkohlte Ruinen davon übrig blieben.

Doch das wirklich Wertvolle behält auch im Verfall seine Anziehungskraft. Allerdings nur in den Augen des Fachmannes. Und an diesem mangelt es zum Glück bei uns in der Tat nicht.

In diesen Tagen besuchte mich ein äußerst vielseitiger Freund: Volkskundler, Sprachforscher, Archäologe, Kunsthistoriker, Historiker. Er hat wenigstens 48 Seiten, wie der Tetrakontaoktaeder, der Kristall des Diamanten. Seine achtundvierzigste Seite ist — die Politik. Auch jetzt kam er mit dieser achtundvierzigsten Seite zu uns, doch war er bei mir fehl am Orte. Aus meinem Fenster sieht man nichts anderes, als den goldenen Stuhl des Cassiopeia-Sternbildes, und dahin lassen wir keinen Politiker.

— Politik ist nichts für mich, Kamerad! — sagte ich ihm lächelnd und wollte den zerknüllten Teppich mit dem Fuß richten. (Der Kopf Michael Dobozis war gerade nicht zu sehen, als wäre auch diesem beim Grübeln in schlaflosen Nächten zum Bewußtsein gekommen, daß man nur ohne Kopf Karriere machen kann.)

Der Tetrakontaoktaeder blickte hin und fuhr mich erschrocken an :

— Aber Menschenskind, was für einen Teppich hast Du denn da? Ist das keine Fälschung?

— Aber wo! — verwahrte ich mich lachend. — Das ist ein echter Pusi-Teppich.

Mein Freund ergriff mich bei der Schulter :

— Ein echter Pus-Hi? Freund, war das aber eine große Dynastie!

— Da hast Du recht — stimmte ich zu. — Sie war in der Tat groß : wenn ich mich richtig erinnere, hatte der Webermeister Pusi elf Kinder. Woher kennst Du sie denn?

— Aber hörst Du! — machte mein Freund eine abwehrende Handbewegung. — Ich zähle Dir alle chinesischen Dynastien von den Ming bis zu den Tsching auf. Die Dynastie der Pus-Hi fällt ungefähr auf das sechste Jahrhundert. Aber dieser Reiter hier . . .

Ich wollte den Reiter entlarven, er aber legte mir die Hand auf den Mund.

— Kein Wort, mein Freund, ich weiß alles. Erinnerst Du dich noch an den goldenen Krug des Attila-Schatzes?

— Ja, mir scheint.

— Siehst Du, dort ist dieser Reiter abgebildet, mein Kind. Er schleppt das Weib mit sich. Bisher war man der Ansicht, es sei die Tochter des Alanenkönigs Belar gewesen. Zum Teufel auch! Hier, sieh mal her! Es ist die Tochter eines sarazenischen Kalifen. Nun sollen die Stümper den Mund auf tun! Sagte ich doch stets, daß die ungarisch-türkischen Beziehungen bereits in Persien ihren Anfang nahmen! Lauter Sassaniden-Motive, mein Freund! Schau Dir mal dieses Pferd an! Dieser Typ lebt nur in steinigen Wüsten, irgendwo an der persisch-afganischen Grenze. Großartig! Das ist ja das Schloß Hamadan! Jetzt fällt mir ein, daß ich diesen Teppich seiner Zeit im Museum von Teheran sah! Mir kannst Du es eingestehen . . .

Ich machte lange Umschweife, gestand und gestand doch nicht : ist man doch angesichts einer so bedeutsamen Fachkenntnis in einer ungemein schwierigen Lage. Schließlich erbarmte sich der Freund meiner und half mir aus der Verlegenheit.

— Es ist auch viel besser, wenn Du gar nichts sagst. Du schuldest ja niemandem Rechenschaft darüber. Die Hauptsache ist, daß dieser ungarische Kunstschatz in ungarischen Händen ist. Ich bitte Dich nur um eines : gestatte mir, den Teppich zu photographieren. Nur zu eigenen Zwecken, auf meine Ehre! Und noch eines : ich flehe Dich an, laß Dir den Teppich um keinen Preis der Welt feil sein! Versprichst Du mir dies?

Ich versprach es. Nicht nur unter vier Augen mit ihm, sondern auch hier, vor der großen Öffentlichkeit. So lange ich lebe, werde ich mich von dem Teppich der Sassaniden nicht trennen, sondern auf diesem auch meine letzte Pfeife anrauchen. Und was von diesem Teppich noch übrig sein sollte, vermache ich dem Reichstag, damit niemand behaupten könne, daß ich meiner Nation nichts hinterließ.

IN DEN LETZTEN ZÜGEN

VON JOSEF NYIRŐ

Lorenz Urus wurde noch damals geboren, als man die Heiligen in der Kirche austauschte, doch ist er noch immer bei guten Kräften und seine Augen sind denen eines Adlers gleich. Barhaupt arbeitet er ganz allein auf dem Feld, zwischen den krummen Hügeln. Die frisch geworfenen Weizenähren grüssen ihn mit leisem Schwingen, große Blumenköpfe prallen an sein Knie und im Spiel des Wolkenzuges scheinen sich die Berge im Kreise zu drehen. Mit vollem Mund atmet die Sonne die Hitze aus und alles beginnt zu leben. Der alte Urus blickt auf den strittigen Ackerstreifen und brausend pulst der Blutstrom in sein Hirn, sein gegerbtes Antlitz wird gelb und mit gierigem Verlangen denkt er daran, wie man auch dieses Stückchen Acker behalten könnte. Ätlich herumtappend sammelt er seine Geräte, denn der Tag neigt sich dem Abend zu. In seiner Bitternis blickt er gar nicht mehr auf den strittigen Acker zurück. Hinter seinem Rücken gerät alles bald in verworrene Dunkelheit und ein kalter Hauch steigt ihm nach, dem freigewordenen Urschmerz der Erde gleich. Wie betäubt geht er den Abhang hinunter, taumelnd erschwert sich jeder seiner Schritte der Erde zu und er trägt das verhängnisvolle Gesetz auf seinen Schultern, wie er einst als starker Bauer das weiße Kalb trug, das auf der Alm geboren wurde.

Vorabendbrothlicher Friede saß über dem Dorf. Seine Zusammengebrochenheit erfrischte sich an der menschlichen Rede. Rot wurde die Diele vom Lampenlicht. Der alte Mann klammerte sich an die Latten des Zaunes. Er ließ seine Gedanken schweifen und ein kaltes Grauen packte ihn an der Brust.

— Ist Euch übel? — kam ihm die Schwiegertochter entgegen.

Betroffen blickte ihn die Familie an. Der Alte rechnete still etwas vor sich hin, dann nahm er die Branntweinflasche von der Anrichte, und schob sie zitternd seinem Sohn hin:

— Laß sie mit Tannenwasser füllen und sprich unterwegs beim Schwager Gegő vor, denn mit mir geht's zu Ende. Auch die Verwandten sollen kommen.

Ein Geheimnis glänzte in seinen Augen, doch atmete er nur mehr nach innen, nach außen kaum mehr. Unauffällig suchte seine Schwiegertochter die geweihte Kerze hervor.

Mit kurzen, komischen Reden kamen die Verwandten an.

— Nun? ... Doch nicht? ... Aber sowas! ...

Lorenz Urus streicht den flatternden Schnurrbart mit dem Handrücken auseinander, in der anderen Hand hält er die Branntweinflasche.

— Ich gehe wahrhaftig! ... Der Herrgott segne euch alle miteinander. Der Alte trinkt, denn noch reicht seine Kraft dazu.

— Daran wird's dort oben fehlen!

Nach dem Trunk ergänzte Schwager Gegő das Wort:

— Mir will es auch so scheinen! ... Und der Branntwein ist doch besser, als Engelmilch.

Mit verweinter Nasenspitze bietet die junge Frau Speise und Trank an.

Der Sohn sitzt am Tische, auf seine derben Ellbogen gestützt. Auf der Ofenbank hocken still die Enkelkinder, auf ihren blossen Füßen spielt der Widerschein des Fichtenholzfeuers. Im Flur draußen großes Stiefelgetrappel. Der Nachbar kommt. Bei der Tür bleibt er stehen, legt die Pfeife weg. Niemand schaut hin. Wozu? Er wird schon von selbst hereinkommen, wenn er bis hierher kam. Nur mit den Augen stellt der Bauer fest, daß es noch Platz beim Tisch gibt. Wäre keiner, so ist es die Sache der Frau.

Der Nachbar ist ein schreibkundiger Mann, der sich auf das Gesetz versteht. Er wartet, daß man ihm Platz anbietet und winkt dann nur entscheidend:

— Danke!

Plötzlich springt mit fürchterlichem Gebell der Hund von der Schwelle. Im Gehen stößt ihn der zweite Sohn mit dem Fuß beiseite und sagt, sich zurückwendend:

— Der Arzt!

Dieser, ein junger Mann, kennt die Gepflogenheiten noch nicht. Angesichts des leeren Bettes, des Nachtmahls, der Trinkenden bleibt er wie versteinert stehen.

— Wo ist der Kranke, bitte?

Der schneidige, breitfüßige Bauer läßt den größeren Knaben einen Bogen Papier holen, für das Rezept. Hinterlistig blinzelt der Nachbar:

— Das wird zuviel sein!

Doch finden Fliege und Arzt bald den Kranken.

— Wie alt sind sie denn?

— Ich versuche den Stiel des zweiten Siebners zu dehnen, so lange es noch geht.

Einzig enträtseln, daß Lorenz Urus 77 Jahre alt ist.

Leise schluchzend entkleidet ihn die junge Frau, legt ihn nieder, deckt die alten Knochen zu. Der Arzt sieht, daß keine Gefahr ist. Der Alte hatte etwas getrunken; um sich aber einen Ruf unter dem Volk zu begründen, tut der Doktor ernst und ehrwürdig:

— Hier kann nur Gott helfen.

Der Seufzer des Bauers löscht fast die Lampe aus. Schluchzen schüttelt die junge Frau, die Gesichter der Trinkenden strecken sich mitleidig lang.

Wieder neigt sich der Arzt über den Kranken. In der Stille und dem Halbdunkel der Ecke sieht es fast aus, — Gott verzeih's — als würde Lorenz Urus den Arzt säugen.

— Es ist gut, daß sie sich an mich wandten! — gleitet er am Rücken des Kranken herab. — Tinte und Feder! — ordnet er laut an und rechnet halblaut die Gramms zur Medizin.

Endlich ist er unter Danksagungen zur Tür hinaus.

Lorenz Urus wird es schlechter. Seine Augenbrauen zucken zusammen, niederträchtig gelb sieht er auf den weißen Kissens aus. Die Frau greift nach dem Rezept:

— Mit wem sollen wir es schicken?

Der Alte fährt auf:

— Bist du verrückt geworden?... Hörtest du denn nicht, daß mir nur mehr Gott helfen kann?... Ich breche ihm die Füße, der mir noch einmal einen Arzt ruft!

Zur Beschwichtigung stimmt auch der Schwager bei :

— Es wäre gar nicht nötig gewesen.

Der Nachbar widersetzt sich :

— Des Gesetzes wegen war es gut.

— Die Hoffnung spricht einem ewig Mut zu, — versucht auch der Dritte weise zu tun.

Der junge Bauer springt auf :

— Und kostete es mich meine beiden Ochsen, ich ließe den Arzt holen.

Das ist Ehrensache !

— Das ist es, — nicken sie ihm zu. Daran hatten sie plötzlich nicht gedacht. Obwohl es eigentlich überflüssig ist ; denn wann Lorenz Urus oder einer der anderen ansehnlichen alten Leute sagt, daß er stirbt, dann ist es so, und vergebens würden Ärzte selbst in Scharen kommen.

Der Nachbar greift nach dem Rezept. Das ist das wertvollste am Arzt. Entweder hilft es, oder nicht. Hilft es nicht, so müßte das Gesetz die Ärzte zwingen, von den fünf Pengö drei zurückzuzahlen.

— Da spekuliert der Staat nicht richtig ! — meint der Nachbar. — Wenn es so weiter geht, wird der Staat heute oder morgen nach jedem Regen den Steuereintreiber schicken, und wir werden nach jedem aufsteigenden Rauch fünfzig Pengö zahlen müssen.

Sie schlucken ihren Ärger hinunter und tun mit unendlicher Ruhe einen Zug aus dem Tannenwasser. Und ihre Seelen versinken wiederum in Mitgefühl und Beileid. Die Stunde des Alten naht. Er trinkt einen Schluck Wasser und sagt, als beruhigte ihn dies, düster, seine mageren Rippen spreizend :

— Schwager !

Gegö dreht ihm gefühlvoll den Kopf zu.

— Sprecht, Schwager !

— Ich möchte in Frieden sterben, Schwager !

— Gott soll euch beistehen, Schwager !

Der Nachbar blinzelt hastig. Ergriffenheit zittert in der hohlen Rede des Kranken.

— Ich möchte nur, daß du des Prozesses wegen mir nicht zürnen sollst, Schwager ! . . . Gib mir die Hand darauf . . . Ich danke dir, Schwager !

Zischend verbirgt die Schwiegertochter ihre Wut, am liebsten möchte sie den Alten samt seinem Bett hinausschmeissen. Kraftlos matt klingen die Entschuldigungen des Nachbars in der allgemeinen Aufmerksamkeit :

— Wegen des Prozesses kannst du in Frieden ruhn, Schwager ! . . . Ich beharre gar nicht auf diesen Ackerstreifen.

— Man merkt, daß der heilige Petrus der öffentliche Notar ist ! — hustet der Nachbar.

Die streitende Seele Urus' war beruhigt. Er streckte sich lang auf dem Bett aus :

— Das tut gut . . . Nur das hatte mir gefehlt ! Und du würdest widerrufen ? Der andere merkt, daß er in die Schlinge gerät.

— Die Kosten sind groß.

— Ich erstatte sie.

Darauf schwiegen sie still. Der junge Urus reicht Gegö die Flasche :

— Wir werden dir in dieser Sache keine Unannehmlichkeiten mehr machen.

Nun wollen wir es schriftlich abfassen.

Er legt den Bogen Papier vor den Nachbar und diktiert mit langem Gesicht :
— Ich, Dionys Michael Urus, Sohn des Lorenz, tue hiemit kund, daß ich um der ewigen Ruhe meines Vaters willen . . .

Der Nachbar krümmt einen Buchstaben neben den andern. Im ganzen Komitat war noch niemandem so eine Schmach widerfahren. Gegő flucht. Wütend stampft er :

— Bist du toll geworden? . . . Hörtest du denn nicht, daß ich widerrief? Davon sollst du ein Schreiben ablassen, aber auf der Stelle.

Darein muß man sich fügen. Der Nachbar gibt nicht nach, weil es Zeugen gibt. Schließlich wird die Schrift gemacht, nach Gegős Wunsch.

Den Kranken hatten sie alle vergessen. Erschrocken springt die junge Frau hin :

— Wo schmerzt es, lieber Vater?

— Nur dort, wo dieser tolle Doktor herumgriff! — stieg Lorenz Urus vom Bett.

Seine Augen, die denen eines Adlers gleichen, blitzen auf den Nachbar und kräftig reibt er sich den Mund zu einem Trunk :

— Nun, auf diese Vereinbarung!

Draußen gehen die Burschen singend von ihren Geliebten heim.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

ABSCHIEDSLIED AN DIE GELIEBTE

VALENTIN BALASSI

*Bin recht arm an Freuden,
Groß sind meine Leiden,
 Meine Jugend sich verhüllt.
Ungewohnte Dinge,
Schweren Joches Ringe
 Bin zu tragen nicht gewillt.
Meine Zeit schon endet,
Hat sich schlimm gewendet...
 Trüb ist meines Schicksals Bild.*

*Wenn den kühlen Tauen
Herbst schickt zu den Auen,
 Und die kalten Winde wehn ;
Dann nach einer Weilen
Zarte Blätter eilen
 Und vergilbt zur Erden gehn.
Roter Stiefel Spuren
Auf den grünen Fluren
 Winters Schnee wird bald verwehn.*

*Meine Augen gießen
Tränen, die da fließen :
 Blickend traurig in die Welt.
Schluchzend bebt mein Herze,
Bricht gar ob dem Schmerze :
 Großes Trauern mich befällt.
Und nun all die Tage
Seh ich schlimme Plage,
 Leid den Leib gefangen hält.*

*Gott, wie soll das werden?
Was tu ich auf Erden?
 Wohin führt mein Los mich hin?
Wenn fortan mein Leben
Leid nun soll umgeben,
 Leb ich dann nach meinem Sinn?
Soll bis an mein Sterben
Wehmut mich umwerben?
 Bitter Qual sein mein Gewinn?*

Mit so vielen Plagen
 Wie soll ich mich tragen,
 Leben meiner Jugend Zeit?
 Besser wärs zu wandern,
 Kranichen und andern
 Vögeln geben das Geleit,
 Die im Herbst verziehen . . .
 Also dann entfliehen
 Böser Feinde argem Neid.

Leicht, daß wenn ich scheid
 Und sie fürder meide,
 Da ich meines Weges geh ;
 Meine schlimmen Neider,
 Deren Zorn ich leider
 Jetzt spüre mehr denn je :
 Sie mich lassen fahren,
 Ihren Spott bewahren,
 Und in Gnaden ich besteh.

Drum fortan dein Leben
 Magst in Lust verleben
 Und in Liebe immerzu!
 Mein um dich mich Plagen
 Will ich nicht beklagen,
 Meine schöne Rose du.
 Möge Gott des walten,
 Heil dich zu erhalten :
 Meinen Wunsch hast du dazu.

Lieb, nun Gott befohlen!
 Laß mich bei dir holen
 Gnade für so manches Wort.
 Sieh dein Knappe scheidet,
 Fürder er dich meidet,
 Schweren Herzens zieht er fort.
 Darf wohl hier auf Erden
 Ihm dein Anblick werden?
 Gott nur weiß die Zeit, den Ort!

Nun den zahmen Falken,
 Den du dir gehalten
 Und so oft trugst auf der Hand ;
 Der an allen Tagen
 Mußt die Fesseln tragen :
 Goldne Riemen . . . Seidenband . . .
 Wollest ihn entlassen,
 Und nicht mehr jetzt hassen,
 Da er zieht ins fremde Land.

Übersetzt von Nikolaus Balogh

SPAZIERGANG IM OKTOBER

LUDWIG APRILY

*Hier webt des Welkens Zauberwelt nun balde.
Wolltest du nicht ein schönes Sterben sehn?
Die triste Elegie vom Buchenwalde
ist wie der Tod, ist wie die Liebe schön.*

*Von Baum zu Baum die Seufzer zitternd beben,
die unsichtbare Hand inzwischen mäht.
Das Drosselvolk mit schwirrem Flug soeben
noch nach der Rodung um die Nahrung geht.*

*Wie zart die Zweige Laub zur Erde schicken!
schon morgen macht der Wind zum Sturme klar.
Und übermorgen wird kein Aug erblicken,
was hier noch letztes, heißes Meutern war.*

*Gleich Lichtstummeln auf einer Riesenbahre,
der Bäume Stümpfe ragen wüst umher.
Aufs Blutgerüst das Haupt im blonden Haare
neigt Sommer, müder Revolutionär.*

Übersetzt von Nikolaus Balogh

BÜCHERSCHAU

DAS VOLK DER PUSZTA (*Ceux des Puszta*). Von Gyula Illyés. Gallimard, Paris, o. J. (1944) 262 S.

Das Buch von Gyula Illyés, der führenden und zusammenfassenden Persönlichkeit der neuen ungarischen Literatur, des bedeutendsten Vertreters der volkhafte Dichtung, das bereits in der ungarischen Fassung auch außerhalb Ungarns allgemeine Aufmerksamkeit erweckte, erschien nun in Paris in der edlen und überlieferungreichen Reihe der NRF-Bücher. Verfasser stellt darin nicht das Leben der »Puszta« dar, wie diese in der öffentlichen Meinung des Auslandes im allgemeinen gemeint wird, sondern die mit dem Namen »Puszta« bezeichneten Siedlungen vor allem der Latifundien Transdanubiens, in denen ein bedeutender Teil des besitzlosen ungarischen Bauertums lebt, aus dem auch Illyés selbst stammt. Die Kraft und Urwüchsigkeit seiner Erzählungs- und Darstellungskunst, die nicht nur im ungarischen Schrifttum, sondern auch in dem der Donauvölker, ja ganz Europas kaum ihresgleichen hat, hebt das Werk weit über die Erzeugnisse der Dorfforschung und gliedert es den zeitbeständigen Schöpfungen des ungarischen Geistes ein. Durch dieses Werk, namentlich durch dessen französische Fassung, setzt sich Illyés nicht nur vor der ungarischen Öffentlichkeit, sondern auch vor der Welt für die gerechte und billige Behandlung der tausend Jahre hindurch unsäglich viel littenen unbemittelten ungarischen Bauernschaft ein. Die französische Übersetzung ist das Werk von Paul-Eugène Régner, das Geleitwort dazu schrieb Aurélien Sauvageot, der als Gelehrter längere Zeit in Budapest tätig war. Auch die deutsche Fassung des Werkes liegt in der Übertragung von Baron Tibor Podmaniczky bereits druckfertig vor; sie wird, namentlich nach dem Erscheinen der französischen Übertragung, gewiß die Aufmerksamkeit der deutschen Verleger auf sich lenken.

AUF NÖRDLICHER WARTE (*Északi vártán*). Das Schrifttum unserer

estnischen Verwandten. Herausgegeben von Géza Képes. Budapest, 1944. 128 S.

Eine übersichtliche und brauchbare Darstellung des estnischen Schrifttums, die sich als Nr. 127–28 der Volksbücherreihe »Nemzeti Könyvtár« eingliedert und von dem geschätzten Dichter Géza Képes zusammengestellt wurde. Er schrieb vor allem das Geleitwort über Geschichte und Schrifttum der Esten und auch ein beträchtlicher Teil der Gedichte wurde von ihm übertragen. Die Sammlung eröffnen Volkslieder und eine Auswahl aus dem Epos Kalevipoeg dann folgen Teile aus den Werken führender Persönlichkeiten der estnischen Dichtung: A. Tammsaare, M. Under, J. Semper u. a. m. Als verdienstvoller Mitarbeiter des Herausgebers in der Übertragung der Dichtungen ist Aladár Bán zu nennen.

DER NEUE SLOWAKISCHE ROMAN (*Az új szlovák regény*). Von Andreas Kovács. Budapest, 1943. 125 S.

Die Doktorarbeit des als Schriftsteller und Kritiker allgemein bekannten und geschätzten Schriftleiters aus Oberungarn eröffnet als Nr. 1 die von Prof. Stefan Kniezsa herausgegebene Reihe »Arbeiten zur slawischen Philologie« des Institutes für Slawische Philologie der Kgl. Ung. Peter Pázmány-Universität. Ein Jahrzehnt hindurch legte Kovács durch seine Studien in verschiedenen Zeitschriften (»Magyar Irás«, »Apollo«, »Sorsunk« u. a. m.) Zeugnis davon ab, daß er ein vorzüglicher Kenner des tschechischen und slowakischen Schrifttums ist, der seinen Blick nicht nur dem äußeren Rahmen des literarischen Lebens zuwendet, sondern in die kleinsten Einzelheiten des literarischen Kunstwerkes eindringt. Auch in seiner neuen Arbeit bekundet er eine überlegene Stoffkenntnis, indem er eine feinsinnige und geistvolle Analyse der neuen Wege der slowakischen Kunstprosa gibt, die bisher selbst in der slowakischen Literaturwissenschaft unbekannt ist. Die einzelnen Kapitel der Arbeit und die in ihnen behandelten Schriftsteller sind die folgen-

den: Die Wahrer der Überlieferung (Kukučín — Jégé — Rázus), Begegnung von Dichtung und Wahrheit (Hronský), Der neue Realismus (M. Urban), Der soziale Realismus (Kavec, Jilemnický, Král', Poničán), Der Erzähler des Krieges (Hrušovský), Satire der Demokratie (J. Jesenský), Das Judentum (G. Vámos), Kleinere Talente.

SLOWAKISCHE NOVELLEN VON HEUTE (*Mai szlovák novellák*). Übersetzt von *Franz Sziklay, Josef Oláh* und *Ladislav Sziklay*. Bücher des »Uj Magyar Múzeum« Nr. 2. Kassa, 1943. 288 S.

Der Band ist eine schöne und edle Gabe der Arbeitsgemeinschaft um die führende ungarische Zeitschrift *Oberungarn* an das slowakische Nachbarvolk: der große Gedanke der geistigen Annäherung und Zusammenarbeit der Donauvölker kann am wirksamsten in der Tat durch gegenseitiges Kennenlernen gefördert werden. Die Sammlung enthält das Beste der slowakischen Erzählungsliteratur von heute, bietet ein vielseitiges Bild und läßt vor allem die führenden Erzähler hervortreten. Die bedeutendsten Namen sind J. C. Hronský, M. Rázus, T. J. Gašpar, J. Alexy, F. Gabaj, S. Krčméry, J. Jesenský, J. Poničán, M. Urban und Ivan-Barč, deren Erzählungen von den Übersetzern — bekannten Schriftstellern und verdienstvollen Förderern der ungarisch-slowakischen Annäherung — in sauberem, flüßigem Stil mit literarischem Anspruch vermittelt werden. Der Band darf nicht nur von der öffentlichen Meinung Ungarns, sondern auch von der der Nachbarstaaten als vorbildliches Dokument gewertet werden.

BEITRÄGE ZUR LEBENS- UND ZEITGESCHICHTE DES GRAFEN STEFAN SZÉCHENYI 1808—1860 (*Adatok gróf Széchenyi István és kora történetéhez, 1808—1860*). Zusammenge stellt von *Ladislav Bártfai Szabó*. Ausgabe des Verfassers, Budapest, 1943. Bd. I. und II.: 944 S.

Ladislav Bártfai Szabó, der bekannte Historiker, gibt in dieser gewaltigen Quellenveröffentlichung ein unschätzbares Material zur Geschichte der sog. ungarischen Reformzeit. Die beiden Bände enthalten 1480 Briefe, Aufzeichnungen, Dokumente u. a. m. von hervorragenden Persönlichkeiten des ungarischen öffent-

lichen Lebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem freilich von Széchenyi selbst. Das vorzügliche Namens- und Sachregister bürgt für die Brauchbarkeit des überreichen Materials; die mitgeteilten Texte selbst beleuchten bereits bekannte Ereignisse der Zeit immer wieder von neuer Seite, und erschließen neue Zusammenhänge. Die Veröffentlichung, die unter den ungarischen Quellenwerken der letzten Jahre kaum ihresgleichen hat, wird keiner öffentlichen Bibliothek und keinem Forscher entbehren, der sich Széchenyi und der ungarischen Reformzeit zuwendet. Die prachtvolle Ausstattung des Werkes zeugt von dem Geschmack und der vorzüglichen Arbeit der Graphischen Kunstanstalt Posner und ihres Leiters, Stefan Kurfürst.

HEIMAT. HEFTE ZUR BAUKUNST (*Hajlék, Építőművészeti füzetek*). Herausgegeben von *Rudolf Csaba*. Nr. 1. Magyar Élet-Verlag, Budapest, 1944. 108 S.

In dem vorliegenden Heft ergreifen einige führende Persönlichkeiten des ungarischen Geisteslebens von heute das Wort zu zeitlosen, heute aber besonders zeitgemäßen Fragen der ungarischen Baukunst. Ladislav Németh, Alexander Karácsony, Peter Veres und Géza Féja erörtern die Stellung der ungarischen Seele und der ungarischen Gesellschaft zur Baukunst. Alexander Füsti-Molnár, Eugen Soltész und Rudolf Csaba weisen mit fachkundigem Blick auf die Bedürfnisse hin. Die Veröffentlichungsreihe setzt sich zunächst mit der Formproblematik eines der ungarischen Seele wessensgemäßen Heimes auseinander, in einem Geiste, wie ihn der Satz des siebenbürgischen Dichters Aaron Tamási kennzeichnet: »Wir sind auf der Welt, um in ihr irgendwo zu Hause zu sein«. Die von den Heften eingeleitete Bewegung wird voraussichtlich von unabsehbarer Wirkung sein.

MEDUSA (*Meduza*). Gedichte. Von *Alexander Weöres*. Kgl. Ung. Universitätsbuchdruckerei, Budapest, o. J. (1943), 126 S.

Alexander Weöres, das Wunderkind der neueren ungarischen Dichtung, der durch seine reife Lyrik mit kaum 13 Jahren bereits im ganzen Lande bekannt war und geschätzt wurde, legt in diesem neuesten Bande wieder Zeugnis davon ab, daß er es verdient, als führen-

des Talent der jungen Lyriker anerkannt zu werden. Der durch seine Formbegabung mit Recht als würdiger Nachfolger von Babits geltende junge Dichter bearbeitet in diesem Bande Eindrücke seiner großen Reisen vor allem nach Norwegen und zum Roten Meer mit einer bezaubernden Kunstfertigkeit. Auch sein Geist hinterlegte seit dem Erscheinen seines letzten Gedichtbandes eine weite Reise: er wandte seine Aufmerksamkeit den ewigen Schöpfungen der Menschheit zu, und ist bestrebt, den Umfang der europäischen Seele durch das eigenartige neue Festhalten von Zügen der babylonischen, japanischen und tscheremissischen Seelenwelt zu erweitern. Die Chordichtungen, vor allem aber der Zyklus von Kurzgedichten »Klumpenteppich« weisen darauf hin, daß der Dichter während der Arbeit an dem Bande bereits von höheren Aufgaben, von der Formproblematik des Versdramas gefesselt wurde. Auch unsere Zeitschrift soll von dem neuen Bande Proben bringen, um auch den ausländischen Leser davon zu überzeugen, daß die Lyrik, vor allem die ungarische Lyrik, lebt und der europäischen Seelengeschichte noch manche Überraschungen zu bieten vermag.

WELLENSCHLAG (Hullámverés).

Von *Gisela P. Tarczay*. Ausgabe der Verfasserin, Budapest, 1943. 119 S.

Die durch ihre vielseitige schriftstellerische und publizistische Tätigkeit bekannte Verfasserin veröffentlicht in dem Bändchen ihre fein empfundenen Gedichte. Manche köstliche, von Bildungsbeständen reich durchwobene Stücke der Familien- und Landschaftslyrik finden sich darin. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Übertragungen im letzten Drittel des Bandes: Gedichte von klassischem Wert aus dem Finnischen, Deutschen, Kroatischen, Slowenischen und Bulgarischen in ungarischer Übersetzung, ja auch ein einzigartiger Versuch: das Gedicht »Huszt« von Kőlcsey kroatisch nachgedichtet. Es würde sich lohnen, die Übertragungen der Verfasserin namentlich aus den südslawischen Literaturen in einem besonderen Band zu veröffentlichen: er wäre

ein wirksames Zeugnis der Achtung, die das Ungartum dem slawischen Geistesleben gegenüber bekundet.

GESCHLOSSENE VERHANDLUNG (Zárt tárgyalás). Von *Johann Kodolányi*. Turul-Verlag, Budapest, 1943. 175 S.

Der große Erzähler der volkhafte Dichtung in Ungarn, der sich nicht nur durch seine gewaltigen sozialen und geschichtlichen Romane, sondern auch durch seine eigenartigen Betrachtungen bekannt machte, veröffentlicht in dem vorliegenden Band drei umfangreiche Studien. Die erste, die dem Band auch den Titel gab, leuchtet in das ungarische Geistesleben von heute und dessen Problematik hinein, — eine interne Angelegenheit des Ungartums, wie dies auch in dem Titel zum Ausdruck kommt. Die nächste Studie setzt sich mit der vielumstrittenen Flugschrift von Alexander Márai über nationale Erziehung auseinander; die dritte schließlich gedenkt gelegentlich des Todes von Arvi Järventa, dem großen finnischen Freunde des Verfassers, der hingebungsvollen Ungarnfreundschaft des verstorbenen finnischen Dichters im Spiegel der persönlichen Erinnerungen von Kodolányi.

DORFFORSCHER UND SOZIOGRAPHEN (Falukutatók és szociográfusok). Von *Gyula Rézler*. Faust-Verlag, Budapest, 1943. 78 S.

Vorliegende Studie des Leiters des Ungarischen Institutes für Arbeitswissenschaft, der sich durch seine Arbeiten zur industriellen Soziographie bereits allgemeine Anerkennung erwarb, erschien zuerst in der Zeitschrift »Közgazdasági Szemle« und wurde nun als »Selbstschau der ungarischen Gesellschaft in dem letzten Jahrzehnt« auch in Buchform zugänglich. In der Einleitung erörtert Verf. die Anfänge der ungarischen Gesellschaftsdarstellung; sodann behandelt er die Arbeit der Dorfforscher, die einzelnen Richtungen der wissenschaftlichen Gesellschaftsdarstellung und zeichnet schließlich die neuen Aufgaben der ungarischen Soziographie. Der Band wird jedem, der sich den Gesellschaftsproblemen des Ungartums zuwendet, ein unentbehrlichen Wegweiser sein.

INHALT DES OKTOBERHEFTES 1944.

DIE THEISS, UNGARNS ANDERER SCHICKSALSSTROM. Von <i>Michael Haltenberger</i>	433
DIE ALTUNGARISCHE SIEDLUNGSWEISE DES ALFÖLD. Von <i>Stefan Győrffy</i>	441
DIE TIERWELT SIEBENBÜRGENS. Von <i>Béla Hankó</i>	446
DIE ANFÄNGE DEUTSCHER SPRACHPFLEGE IN UNGARN. Von <i>Ludwig Némedi</i>	452
DAS OBERE THEISSUFER, DAS LAND MEINER KINDHEIT. Von <i>Sigmund Móricz</i>	458
KADARWEIN VON SZEKSZÁRD. Von <i>Michael Babits</i>	463
KUNSTGEWERBE. Erzählung von <i>Franz Móra</i>	466
IN DEN LETZTEN ZÜGEN. Erzählung von <i>Josef Nyiró</i>	470
ABSCHIEDSLIED AN DIE GELIEBTE. Gedicht von <i>Valentin Balassi</i> , übersetzt von Nikolaus Balogh	474
SPAZIERGANG IM OKTOBER. Gedicht von <i>Ludwig Áprily</i> , übersetzt von Nikolaus Balogh	476
BÜCHERSCHAU.....	477

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. Michael *Haltenberger*, a. o. Professor an der Palatin Joseph-Wirtschaftswissenschaftlichen Universität in Budapest.
- Dr. Stefan *Győrffy* (1884—1939), o. ö. Professor an der Kön. Ung. Peter Pázmány-Universität in Budapest, hervorragender Volksforscher.
- Dr. Béla *Hankó*, o. ö. Professor an der Franz Josef-Universität in Kolozsvár.
- Dr. Ludwig *Némedi*, Privatdozent an der Stefan Tisza-Universität in Debrecen.

UNSERE DICHTER:

- Sigmund *Móricz* (1879—1942), der größte Erzähler der neuen ungarischen Dichtung, Erneuerer der volkhafte Erzählung.
- Michael *Babits* (1889—1941), der bedeutendste Vertreter der reinen Kunst-richtung in der neuen ungarischen Dichtung.
- Franz *Móra* (1879—1934), volkhafte Erzähler des ungarischen Tieflandes.
- Josef *Nyiró*, führende Erzähler des siebenbürgischen Ungartums.
- Valentin *Balassi* (1551—1584), Soldatendichter der Türkenzeit, die erste moderne Persönlichkeit der ungarischen Dichtung.
- Ludwig *Áprily*, siebenbürgisch-ungarischer Lyriker.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

445152. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von dem geschäftsführenden Mitpräsidenten, Ministerialrat Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Aus den bisher erschienenen Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).
6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.*: Mozart.
12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.*: A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufslenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.*: U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.*: A Führer rohamosztaga (SA des Führers).
18. *Freyer, H.*: Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).
19. *Scheel, A. G.*: A német diákság (Das deutsche Studententum).
20. *Von Tasnádi Nagy, A.*: A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).
21. *Dill, G.*: Württemberg és gazdasága (Südwestdeutsche Wirtschaftsfragen).
22. *Berber, Fr.*: Az amerikai semlegesség változásai (Wandlungen der amerikanischen Neutralität).
23. *Rohan, K. A. herceg*: Európa jövője (Um die Zukunft Europas).

ÜBERSETZUNGEN
UNGARISCHER KLASSIKER
VON ARPAD GUILLEAUME

1.

GRAF NIKOLAUS ZRINYI
DER FALL VON SZIGET
OBSIDIO SIGETIANA

Mit einer Einleitung von
ARPAD MARKÓ

2.

MICHAEL FAZEKAS
DER GÄNSE-HIAS

Mit einer Einleitung von
GYULA ILLYÉS

3.

JOHANN ARANY
TOLDI

Mit einem Vorwort von
JENŐ ERDŐS

4.

UNGARISCHE SOLDATENDICHTER